

2

Lebenslauf

2. LEBENS LAUF

Paul Joachim erblickte das Licht der Welt am 20. März 1887 in Groß-Peterwitz, Kreis Ratibor in Oberschlesien, als Sohn der Eheleute Anton Schebesta und Johanna, geb. Wytisk. Seine Eltern waren Häusler, die als kleine Bauern mit eigenem Haus ein zwar karges und anstrengendes, zugleich aber auch überschaubares und auskömmliches Leben führten, das es ihnen erlaubte, in Ansehen und Würde für ihre Kinder zu sorgen. Groß-Peterwitz (heute: Pietrowice Wielkie), liegt an der Zinna, einem linken Nebenfluß der Oder, im Hultschiner Ländchen, das nach dem Schlesischen Krieg 1742 von Österreich an Preußen übergegangen war. Wie die Chronik des Heimatkundlers Paul Kletzka im Internet berichtet,¹⁶ war Groß-Peterwitz „eines der größten Bauerndörfer im Kreis und als das ‚Schneiderdorf‘ weit über seine Grenzen bekannt.“ Mit mehreren anderen Gemeinden auf der rechten Zinnaseite, gehörte die Pfarre zur Erzdiözese Olmütz. Die Muttersprache fast aller Dorfbewohner war mährisch, so auch die des jungen Paul. Zu seiner Zeit zählte das Dorf etwa 1800 Seelen.

Der Lebenslauf von Paul Joachim Schebesta läßt sich wie folgt zusammenfassen: Die ersten dreizehn Jahre seines Lebens verbringt Paul mit seinen Eltern in Groß-Peterwitz. Von 1900 bis 1905 absolviert er seine Gymnasialstudien in der von der Gesellschaft des Göttlichen Wortes (Societas Verbi Divini – SVD) als Internat geführten Missionsschule Heiligkreuz bei Neiße (heute Nysa). Nach dem Abitur tritt er am 2. 9. 1905 der Ordensgemeinschaft der Steyler Missionare bei. Im Missionsseminar St. Gabriel, in Maria Enzersdorf bei Wien, folgt er zunächst dem auf zwei Jahre hin ausgelegten Studiengang des damaligen Lyzeums, in dem den zukünftigen Missionaren die Welt der Philosophie und Wissenschaften erschlossen werden sollte. Dem schließen sich das Noviziat und fünf Jahre Theologie an. Am 29. 9. 1911 erfolgt dann die Priesterweihe. Von 1912 an arbeitet P. Schebesta bis zu seiner Internierung durch die Portugiesen (im April 1916) als Missionar in Mosambik, und nach Ende der Internierung in Portugal, bis 1920 in Lissabon, wo er mit P. Freimann versucht, die Mission am Sambesi wieder aufzunehmen.

Ende 1920 kehrt P. Schebesta nach St. Gabriel zurück, um in der Redaktion der von P. Wilhelm Schmidt im Jahre 1906 gegründeten Internationalen Zeitschrift für Völker und Sprachenkunde, d.h. des *Anthropos*, zu arbeiten. Auch übernimmt er die Dozentur für Ethnologie, Religionswissenschaft und Linguistik an der Hochschule St. Gabriel, und ab 1947 die für Völkerkunde an der Hochschule für Welthandel in Wien. Soweit es seine Zeit zuläßt, betätigt er sich als Seelsorger; zunächst in einer Arbeiterpfarrei am Laaerberg (Wien X); dann von 1931 bis zum 31. März 1967 als Kirchendirektor der Confraternität (Wien VIII, Skodagasse 32), einer Privatklinik, die von 1890 bis 1976 von den „Dienerinnen des heiligsten Herzen Jesu“ betreut wurde. Von 1941 bis 1950 steht er den „Franziskanerinnen von der christlichen Liebe“ zur Seite, die im Mödlinger Bezirkskrankenhaus arbeiten, zu denen auch die von den Nazis am 20. März 1943 ermordete selige Schwester Maria Restituta (Helene Kafka) gehörte.

1926 promoviert er mit einer Arbeit über „Das Opfer in Afrika. Eine kulturhistorische Abhandlung über Verbreitung und Wesen afrikanischer Opfer“ an der philosophischen Fakultät der Universität Wien. Die Ethnologie war in dieser Zeit in dem von Hermann Junker (1872–1962) gegründeten „Institut für Ägyptologie und Afrikanistik“ untergebracht, wobei Wilhelm Czermak (1889–1953) für die Afrikanistik zuständig war.

Von 1923 an konzentriert er sich vor allem auf die Vorbereitung, Durchführung, und Auswertung seiner Feldforschungen in British Malaya und im Belgischen Kongo. Von den durch seine Expeditionen nach Malaya (1924/25), den Philippinen (1938/39), in den Kongo (1929/30, 1934/35, 1949/50, 1954/55) bedingten Unterbrechungen abgesehen, und der durch die Naziherrschaft er-

¹⁶ <http://www.gross-peterwitz.com/>

zwungen Aufhebung des Missionshauses (1941/45), durch die er sich genötigt sieht, nach Wien auszuweichen, verbleibt P. Schebesta bis zu seinem Tode am 17. 9. 1967 in St. Gabriel.¹⁷

2.1 Kindheit und Gymnasialzeit

In einer Bandaufnahme aus dem Jahre 1958, die mir sein Großneffe dankenswerterweise zur Verfügung gestellt hat, beschreibt P. Schebesta in einem Gespräch mit Johannes Fabian, wie er seine ersten Jahre in Groß-Peterwitz verbrachte. Er erinnert sich an Personen und Eindrücke, die ihm geblieben sind, an seine Eltern und Geschwister, an Kirche und Schule, an Brauchtum und Lebensart. Auch erzählt er von Bubenstreichen und seiner Rolle als Anführer seiner Spielkameraden.

Seine Eltern und Geschwister hält er, das jüngste von vier Kindern, in liebevoller Erinnerung. Er erwähnt, daß es noch mehr Geschwister gab, die aber bereits als Kinder verstorben sind. An den Vater erinnert er sich, wie dieser gerne mit ihm spielte, ihm Spielzeug bastelte, etwa einen Kartowagen mit einem sich drehendem Hampelmann darauf. Der Vater liebte es zu wallfahren, und nahm ihn auch mit, als er größer war. Er erzählte ihm viel von Reisen und der weiten Welt, und weckte so schon früh sein Interesse für andere Länder und Menschen.

Seine Mutter hat ihn sehr gerne gehabt, vielleicht wohl deshalb, weil er der Jüngste war. Auch war sie der Meinung, daß aus ihm etwas Besonderes werden würde. Als er im Alter von sechs oder sieben Jahren seinen ersten Taler erhielt, weil er, wie die anderen Kinder, in der Freizeit Rüben jätete, brachte er diesen voll Freude seiner Mutter. Ein Schlüsselerlebnis dürfte wohl eine Episode gewesen sein, in der seine Mutter tätlich angegriffen wurde. Als er sah, daß sie die schwächere war, nahm er eine Stange, mit der er laut schreiend so lange auf den Angreifer eindrosch, bis dieser sich zurückzog. Sein Einsatz für unterlegene Menschen, der ihn auf seinen Expeditionen mitunter selbst zum Knüppel greifen ließ, wird jedenfalls verständlich, wenn man sich diese Szene vor Augen führt.

Wie die meisten Familien im Dorf war auch die des kleinen Paul eine fromme Familie. Man lebte im Rhythmus des Kirchenjahres, mit Ostern und dem Osterreiten als einem Höhepunkt, war bescheiden, zurückhaltend, betete viel, und erfüllte seine Pflicht. Das Osterreiten bestand in einer Pferdeprozession mit der Figur des Auferstandenen, und einem Wettreiten, das im Anschluß an die Prozession stattfand. Als Beispiel für die Frömmigkeit der Familie erwähnt P. Schebesta das tägliche Rosenkranzgebet im Oktober, an dessen Ende für die armen Seelen gesungen wurde, und an dem auch die Kinder teilnahmen, obwohl sie lieber ins Bett gegangen wären. Ein anderes Beispiel ist die Ehrfurcht, mit der man dem Priester begegnete, und von der P. Schebesta sagt, daß sie eine absolute war. Ging ein Priester durch die Felder, dann ließen die Bauern sogar den Pflug stehen, um ihrem Priester die Hand küssen zu können. Als Jungpriester konnte er das selbst auch erleben. Das religiöse Verhalten war, so möchte ich sagen, wohl ebenso selbstverständlich und bindend wie alle anderen

17 P. Schebesta erhielt zahlreiche Ehrungen und Auszeichnungen. Er war Träger der Carl-Toldt-Medaille der Österreichischen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Prähistorie (20. III. 1947); Ordentliches Mitglied der Wiener Katholischen Akademie (6. April 1949); Honorary Fellow, Royal Anthropological Institute, London (20. I. 1953); Korrespondent des Naturhistorischen Museums Wien (1. XII. 1955); Korrespondierendes Mitglied der österreichischen Akademie der Wissenschaften (15. V. 1956); Korrespondierendes Mitglied der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie (27. X. 1956); Membre Correspondant de la Commission Linguistique Africaine, Bruxelles, Académie royale des sciences d'outre-mer (Belgique); Träger des Ehrenrings der Stadt Wien (22. III. 1957); Ehrenbürger von Maria-Enzersdorf (2. X. 1961); Träger des Großen Verdienstkreuzes des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland (9. XI. 1962); Ordentliches externes Mitglied der Societas anthropologica Slovaca ad Academiam Scientiarum (4. IV. 1965); Mitglied der Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften 1967; Träger der A. Hrdlicka-Medaille (20. III. 1967).

Verhaltensweisen. Als Teil derselben unterschied es sich von diesen jedoch dadurch, daß es den Rahmen bereitstellte, in dem sich das geistige Leben vollzog.

Bemerkenswert ist die kirchliche Einteilung von Groß-Peterwitz. Während die Bewohner auf der linken Seite der Zinna zur Diözese Breslau gehörten und Polnisch sprachen, gehörten die Bewohner am rechten Ufer zur Diözese Olmütz und sprachen Mährisch, wobei in beiden Fällen Deutsch als Amts- und Schulsprache gebraucht wurde. So kam es, daß der kleine Paul sich dafür entschied, seine erste Beichte nicht auf Deutsch, sondern auf Mährisch abzulegen. Auch erinnert er sich, daß er vom Erzbischof von Olmütz anlässlich eines Besuchs, bei dem dieser die Schüler examinierte, ein großes Gebetbuch als Geschenk erhalten hat. Die Pflege der Muttersprache wurde vor allem von kirchlicher Seite gefördert.

Paul war ein rühriger Junge, der sich für Unternehmungen verschiedenster Art begeistern konnte, den seine Klassenkameraden als ihren Anführer ansahen, der kaum einzuschüchtern war, der aber auch, so möchte ich hinzufügen, dem Abschlußzeugnis der Volksschule zufolge, den Unterricht „regelmäßig“ besuchte, „stets befriedigenden“ Fleiß zeigte, „gute Anlagen“ mitbrachte und im Betragen „meistens gut“ war.¹⁸ Schebesta erinnert sich an eine Truppe, die mit einem Bären, einem Kamel und einem Äffchen das Dorf besuchte. Keiner außer ihm wagte es, das Kamel zu besteigen, sodaß er als einziger, mit dem Äffchen auf ihm, vom Rücken des Kamels in die Welt blickte. Überhaupt liebte er es zu reiten. So setzte ihn einmal seine neun Jahre ältere Schwester Beata auf den Rücken einer Kuh und ließ ihn vom Feld nach Hause reiten. Später kamen Ritte auf Pferderücken hinzu, wobei einmal das Pferd auf der Weide mit ihm im Galopp durchging und er sich gerade noch an der Mähne festhalten konnte.

Bubenstreiche und Dummheiten gab es mehr als genug. Einmal hatten er und sein Freund Robert Kubichek im Schweinestall der Eltern ein Feuer gelegt, das nur mit Mühe gelöscht werden konnte, bevor der ganze Stall und das Haus in Flammen aufgingen. Weniger dramatisch, aber umso eindrucksvoller ist eine Szene, in dem er sich mit einem Freund in den Kuhstall zurückzog, um sich, wie es die alten Leute tun, im Fluchen zu üben und gegenseitig auszustecken. Es kam vor, daß sich die Jugendlichen umliegender Dörfer sowie die Klassen der Unter- und Oberschule in Steinschlachten bekämpften. Bei einer dieser Schlachten sah er, wie sein zwei Jahre älterer Bruder Josef, der auf der Gegenseite kämpfte, von einem Stein auf der Schläfe getroffen wurde, und betäubt liegen blieb. Glücklicherweise erholte er sich schnell, sodaß die Eltern nichts merkten.

Zu den Lausbübereien gehört auch das Essen von fremden Kirschen, das Nachrufen von Namen, das Fangen von Vögeln. So gelang es dem kleinen Paul und seinen Freunden einmal zwanzig Entchen nach Hause zu bringen, die dann jedoch am anderen Tag allemal aus dem Verschlag verschwunden waren. Wenn die Kinder zu Ostern durch die Nachbarschaft zogen, um ihre Segenswünsche aufzusagen, und, was selten vorkam, nichts erhielten, parodierten sie ihre Segenssprüche und wünschten das Gegenteil. Doch waren die Leute meistens sehr freigiebig.

Der kleine Paul liebte es, Blumen für einen Blumenstrauß zu sammeln, was freilich auch problematisch werden konnte, etwa wenn er sich am Fliederstrauch eines Bauern zu schaffen machte und dieser plötzlich mit der Sense vor ihm stand. Doch war es nicht nur die Schönheit von Blumen, die ihn beeindruckte. P. Schebesta erinnert sich insbesondere an ein gewaltiges Wetterleuchten, das er mit seiner Schwester Beata und seinem Bruder Josef erlebte, sowie an ein Gewitter auf dem Rübenfeld, bei dem der Blitz in drei Kreuzen zu sehen war und wovon er sagt, daß er dergleichen nie wieder gesehen habe.

18 Das vom Hauptlehrer August Waniek am 8. Januar 1900 unterzeichnete Zeugnis Nr. 2358 gibt an, daß bis auf Schönschreiben, Zeichnen, Gesang, Turnen und Obstbaumzucht, in denen Paul ein genügend erhielt, die übrigen Fächer mit fast gutem, ziemlich gutem, und gutem Erfolg abgeschlossen wurden.

Ich erwähne diese Episoden aus der Kinderzeit vor allem deshalb, weil die Welt, in die der kleine Paul als neugieriger und unternehmungslustiger Knabe hineinwuchs, mancherlei Übereinstimmungen mit den Welten aufweist, die er später, zunächst als Missionar am Sambesi, und dann vor allem als Feldforscher in Asien und Afrika kennen lernen sollte. Es wurde ihm, wie er des Öfteren zu sagen pflegte, gewiß „nicht an der Wiege gesungen, daß [er] einmal Pygmäenforscher werden würde“. Doch erlaubten es ihm die Erfahrungen in und mit der Dorfgemeinschaft, einen besonderen Zugang zu den von ihm erforschten Kulturen zu finden, da er sich in deren Eigenheiten zumindest teilweise wiedererkennen konnte. Doch bevor ich darauf näher eingehe, wende ich mich dem nächsten Abschnitt im Lebenslauf von P. Schebesta zu.

Am 21. April 1900 begann Paul Schebesta seine Gymnasialstudien im Missionshaus Heiligkreuz, einem Internat, das sechs Jahre zuvor von der Gesellschaft des Göttlichen Wortes (SVD) bei Neiße (Nysa) in Schlesien zur Ausbildung zukünftiger Missionare gegründet worden war. Zuvor hatte er wie sein Bruder Josef, der ein Jahr vor ihm nach Heiligkreuz ging, beim Dechanten Thomas Kamradek (1846–1922) Latein gelernt, um eine Klasse überspringen zu können. Auch war es Dechant Kamradek, der seinen Bruder und ihn überredete, zu den Steylern in Heiligkreuz zu gehen, obwohl sich die beiden bereits für die Salesianer Don Boscos in Turing entschieden hatten, die ihnen durch allerlei Schriften bekannt geworden waren. Er selbst wollte in dieser Zeit zunächst Kaplan werden, „ein kleiner Herr“, wie dieser im Dorf genannt wurde, begeisterte sich aber sehr bald für den Missionsberuf, da dieser seinem, von eifrigem Lesen unterstützten, Fernweh sehr entgegen kam.

Seinen eigenen Worten zufolge, war der kleine Paul ein Lausbub, ein vorlauter Anführer, der für Streiche stets zu haben war. Im Missionsgymnasium änderte sich dies jedoch schlagartig: Er wurde, wie er im Nachhinein meint festhalten zu müssen, „ein anderer Mensch“. Er kapselte sich ein. Unter den Mitschülern hatte er zwar einige gute Freunde, an Lehrer und Erzieher fand er jedoch keinen Anschluß. Manche waren seinem Empfinden nach sympathisch, andere weniger. Doch blieb er ihnen gegenüber verschlossen. Seinen eigenen Worten zufolge weiß er nicht, ob sich je einer der Erzieher um ihn bemühte.

Als Schüler interessierte sich Paul für Sport. Er spielte gerne Schlagball. Vor allem aber war er ein leidenschaftlicher Schachspieler. Man spielte einfaches, zweifaches, und auch vierfaches Schach. Jede freie Minute wurde benutzt. Schach war seine ganz große Leidenschaft in Heiligkreuz. Neben dem Studium liebte er es, interessante Bücher zu lesen, wobei Herchenbach Hefte an erster Stelle standen.¹⁹ Griechisch sagte ihm in einer Weise zu, daß er bereits im zweiten Studienjahr anfang, Homer zu lesen.

Sein Interesse für Sprachen zeigte sich u.a. darin, daß er seinen Bruder Josef dafür begeisterte, mit Hilfe einer Grammatik zusammen Tschechisch zu lernen. Auch gelang es ihm, da die mährische Muttersprache sich deutlich von der tschechischen Standardsprache unterscheidet, einen Tschechisch sprechenden Arbeiter ausfindig zu machen, der bereit war, den beiden die richtige Aussprache beizubringen.

Auch interessierte er sich insbesondere für das slawische Volkstum. Dies veranlaßte ihn, zusammen mit seiner vom Vater geförderten Neigung für das Reisen, etwa als Quartaner (als Schüler der dritten Klasse des Gymnasiums) in den Ferien von zu Hause zu verschwinden und Olmütz zu besuchen. Da er wußte, daß man ihm dies nicht erlauben würde, sagte er nichts davon. Der Unmut war

19 Der Lehrer und Schriftsteller Wilhelm Herchenbach (1818–1889), dessen Werk mehr als dreihundert Bücher umfaßt, veröffentlichte zweihundert Bände „Erzählungen für Jugend und Volk“, in denen er seine Leser durch spannende Geschichten mit historischen Themen und nacherzählten Sagen im Geiste ‚echter Frömmigkeit und christlich geprägter Moral‘ zu erziehen versuchte. Zu den Heften, die bis 1930 mit großem Erfolg im Verlag Mainz in Regensburg verlegt wurden, gehören auch die fünfundzwanzig Bände der Reihe „Wanderungen über alle Theile der Erde.“ Vgl. dazu: http://de.wikipedia.org/wiki/Wilhelm_Herchenbach

dementsprechend groß als er wieder zurückkam, da niemand wußte, wo er über Nacht geblieben war. Ein weiteres Abenteuer dieser Art war ein Besuch in Krakau, zu dem er sich als Untersekundaner (als Schüler der sechsten Klasse) mit einigen Mitschülern, ebenfalls in den Ferien, verabredet hatte. Da er bei dieser Gelegenheit einem Freund eine Trachtenkarte geschickt hatte, die schließlich in die Hände des Stifters P. Arnold Jansen gelangte, erhielt er, wie er mir erzählte, von diesem einen eigenhändigen Brief, in dem er streng ermahnt und darauf hingewiesen wurde, daß dies nicht vorkommen dürfe.

Die Beschäftigung mit Dingen, die nicht direkt zum Unterricht gehörten, wirkte sich dahingehend aus, daß die Leistungen in den Schulfächern unregelmäßig waren. Er konnte die besten Noten erzielen, und kurz darauf mit schwachen Ergebnissen aufwarten, sodaß sich einer seiner Lehrer einmal vor der Klasse darüber wunderte, wie es möglich sei, daß er in der einen Arbeit ein AAB und in der nächsten ein CCD erhielt. „Heute,“ so bemerkt P. Schebesta nach mehr als fünfzig Jahren, „weiß ich es.“ Er hatte eben mehr Interesse an seinen Herchenbach Heftchen und am Schachspiel als am Unterricht. Mag sein, daß sich darin, wie er selbst meinte, ein Manko in der Erziehung zeigte. Vor allem aber lernen wir einen Menschen kennen, der seinen eigenen Weg geht und seine Unabhängigkeit zu schätzen weiß.

2.2 St. Gabriel

Nach erfolgreichem Abschluß des Gymnasialstudiums in Heiligkreuz setzen Schebesta und seine Klassenkameraden im September 1905 ihre Studien im Lyzeum des Missionsseminars St. Gabriel bei Mödling (Wien) fort. Die Einrichtung des zweijährigen Lyzeums war vom Geist wissenschaftlichen Denkens im Sinne gründlicher Allgemeinbildung auf akademischem Niveau geprägt, wobei die Förderung individueller Veranlagungen und Neigungen eingeschlossen war. Neben Pflichtfächern gab es Fakultativfächer sowie die Möglichkeit in beschränktem Rahmen auch eigenen Hobbys nachzugehen. Letzteres war freilich mit der Warnung verbunden: „Achthaben auf die Steckenpferde, damit sie keine Löwen werden.“²⁰ Die beiden Jahre des Lyzeums, in denen vor allem Philosophie und naturwissenschaftliche Fächer unterrichtet wurden, dienten der Vorbereitung auf das Studium der Theologie einerseits und des Missionarsberufs andererseits. Wichtig für den Werdegang von P. Schebesta war das Seminar von P. Wilhelm Schmidt, von dem er ebenso wie sein Bruder Josef, der ein Jahr früher nach St. Gabriel gekommen war, in Sprachwissenschaft und Völkerkunde eingeführt wurde.

P. Schebesta studierte gern. Insbesondere las er viel über fremde Kulturen. Er liebte es aber auch, Fußball und Schach zu spielen. Die zweimonatigen Ferien zwischen Lyzeum und Theologiestudium gebrauchte er, um mehrere Tage in Prag zu verbleiben. Bei dieser Gelegenheit besuchte er Franz Lehár's ‚Die lustige Witwe‘, die einen ‚ziemlich starken Eindruck‘ auf ihn machte. Er tat dies aus freien Stücken in dem Bewußtsein, daß die Oberen, hätte er sie gefragt, diesem Besuch wohl kaum zugestimmt hätten.

Die Zeit des Lyzeums unterschied sich, was Einstellung und Verhalten betrifft, nicht allzusehr von der in Heiligkreuz. Seinen eigenen Worten zufolge war P. Schebesta ein loser Vogel. Dies änderte

²⁰ Zitiert in Josef ALT, SVD, „Arnold Janssen, Gedanken zur Aus- und Weiterbildung“, <http://www.svdcuria.org/public/histtrad/founders/aj/aj0503de.htm#9>. Als Quelle verweist er auf A. Rohner, Die Vortragstätigkeit P. Arnold Janssens. Erster Teil: Exerzitien, Rom 1976 (Analecta SVD-30), p. 165. In Anmerkung [1] verweist Josef Alt auf J. Kraus, „Verzeichnis der Lehrfächer in St. Gabriel von Herbst 1889 bis Sommer 1960“, Verbum 3, 1961, 174–183; sowie „Namensverzeichnis der von Herbst 1889 bis Sommer 1960 in St. Gabriel tätigen Lehrer und ihre Lehrfächer“, Verbum 3, 1961, 276–282.

sich jedoch grundlegend mit dem Beginn des Noviziats, das nach den zweimonatigen Ferien im September des Jahres 1907 begann, sodaß er gewissermaßen zum zweiten Mal ein anderer Mensch wurde. P. Schebesta wandte sich ganz der Askese zu. Vor allem aber begegnete er in der Gestalt des Novizenmeisters und späteren Generalsuperiors der Gesellschaft P. Wilhelm Gier (1867–1951) einem Lehrer und Erzieher, dem er sich anschließen, und dessen innerer Führung er sich anvertrauen konnte. P. Gier wurde ihm ein sehr guter Freund, der ihn tief beeinflusste, und der ihn in seinen Briefen stets als ‚mein lieber Paul‘ anredete.

Da P. Schebesta in späteren Jahren die Askese als Selbstzweck strikt ablehnte, darf man annehmen, daß es P. Gier gelang, bereits den Novizen in dieser Haltung zu bestärken und die Askese in den Dienst der Freiheit zu stellen. Im Lichte seines lebenslangen Strebens nach aufrichtiger Frömmigkeit erhielten seine asketische Bestrebungen die Bedeutung eines vorübergehenden Experiments, das ihn lehrte, sich so wie er war, nicht zu verleugnen, sondern sowohl die ihm gestellten als auch die von ihm ergriffenen Aufgaben mit dem Einsatz aller Kräfte zu erfüllen. Ich werde darauf zurückkommen, wenn ich auf die Spiritualität von P. Schebesta eingehe.

Das Studium der Theologie war eher eine Pflicht als eine große Leidenschaft. Er betrieb dieses Studium ‚so gut und schlecht es ging‘. Als ein Mensch, der sich vor allem um eine gelebte Frömmigkeit bemühte, stand P. Schebesta der Theologie zwar nicht abweisend, wohl aber mit einer gewissen Zurückhaltung gegenüber. Dagegen wuchs sein Interesse für die Muttersprache und das mährische, tschechische und slowakische Volkstum. Dies veranlaßte ihn, über die Einführung und Verbreitung der Missionsidee in der Tschechoslowakei nachzudenken und mit Geistlichen und Bischöfen in der Tschechoslowakei zu korrespondieren und Einzelheiten zu besprechen. So faßte er im dritten Jahr seines Theologiestudiums den Plan, einen Missionskalender und eine Missionszeitschrift in tschechischer Sprache herauszugeben und die entsprechenden Mitarbeiter dafür zu finden. Da ihn der Rektor von St. Gabriel, P. Hansen, auch finanziell (mit 4000 Kronen) unterstützte, gelang es, den Kalender herauszubringen. In Kinderkatechesen kümmerte er sich aber auch um die, in der Mehrzahl tschechischen, Kinder der Ziegelerbeiter, die in der Umgebung von St. Gabriel und Mödling beschäftigt waren.

Am 29. September 1911 empfing P. Schebesta vom Wiener Weihbischof Dr. Hermann Zschokke die Priesterweihe. Bis zur endgültigen Bestimmung ihrer Aufgabe mußten die Neupriester jedoch noch ein weiteres Jahr Theologie studieren. Wohl wurde ihnen ihre Bestimmung in dieser Zeit mitgeteilt. P. Schebesta meldete sich für die von der Gesellschaft gerade übernommene Mission am Sambesi (Mosambik), hoffte aber, sein Bemühen um die Einführung der Missionsidee in der Tschechoslowakei weiterführen zu können.²¹ Dazu kam es jedoch nicht: Er sollte als Missionar in Japan arbeiten. Was tat der junge Pater? Klug und praktisch wie er war, nahm er Kontakt auf mit der Japanischen Botschaft in Wien und fing an, mit Hilfe des Attachés die Sprache zu erlernen. Dazu fuhr er etwa drei Monate lang zweimal die Woche nach Wien. Doch kaum hatte er es soweit gebracht, eine kleine Konversation führen zu können, da teilte ihm P. Grendel, der damalige Rektor von St. Gabriel, mit, man bräuchte noch einen Missionar für die Sambesi Mission, und fragte ihn, ob er diese Aufgabe nicht gerne übernehmen möchte. Er hätte sich doch für diese Mission gemeldet. Dazu müsse er allerdings, so schnell wie möglich abreisen. Pater Schebesta zögerte nicht; er

21 In seinem großen letzten Werk, Portugals Konquistamission in Südost-Afrika, Missionsgeschichte Sambesiens und des Monomotapreiches (1560–1920), St. Augustin: Steylerverlag, 1967, erwähnt P. Schebesta in einer Anmerkung auf Seite 325: „In lebhafter Erinnerung ist mir noch der Besuch P. Hillers [SJ] im Jahre 1900 im Missionsaus Heiligkreuz bei Neißa, Schlesien, und vor allem des Negerknaben [sic!] Canisio in seiner Begleitung, der uns Schüler begeisterte; seine großen, rollenden Augen im schwarzen Gesicht wirkten irgendwie unheimlich auf uns. Damals konnte ich nicht ahnen, daß nach zwölf Jahren dieser Negerknabe, als junger Katechist von Boroma mir die Anfangsgründe seiner Muttersprache, des Chinhungwe, beibringen würde.“

sagte Ja. So kam es, daß er über alles ein großes Kreuz machte, die Sorge um den Missionskalender und die Verbreitung der Missionsidee in der Tschechoslowakei P. Josef Geretzky anvertraute, seinen Primizurlaub auf zehn Tage beschränkte, um mit vier Schwestern von Steyl aus im Juli 1912 nach Mosambik zu reisen. Bei der Hast des Aufbruchs hatte man außer Acht gelassen, daß der Sambesi bei Niedrigwasser nicht schiffbar war. So kam die Reisegesellschaft viel zu früh an und mußte dementsprechend vier Wochen in Chinde, einem Hafenort an der Ostküste von Mosambik, warten, bis sie den Dampfer nehmen konnte, der sie an Ort und Stelle brachte.

2.3 Sambesimission

Mit der Missionsarbeit am Sambesi begann ein neuer Abschnitt im Leben von P. Schebesta. In einem Brief vom 23. 7. 1911 hatte Kardinal Merry del Val im Namen von Papst Pius X. die Gesellschaft gebeten, die Sambesimission zu übernehmen.²² Er sprach von einer „heilige[n] Einladung, der man unwiderstehlich zu folgen hat“, sodaß dem Generalsuperior P. Nikolaus Blum nichts anderes übrig blieb, als Ja zu sagen: „parati sumus missionem accipere“; wir sind bereit die Mission zu übernehmen. Die Übernahme der Mission war notwendig geworden, weil die Regierung Portugals (mit Berufung auf Pombals Jesuitenvertreibungsdekret von 1759) am 8. Oktober 1910 beschlossen hatte, die Jesuiten, welche diese Mission seit 1881 betreut hatten, des Landes zu verweisen. Da die Patres Hiller und Witz sich an den Deutschen Konsul in Lourenço Marques um Hilfe wandten, wurde die Mission ein Politikum. Wie Großbritannien war nämlich auch Deutschland an einer Aufteilung von Angola und Mosambik interessiert. Beide hatten sich darüber im Angola-Vertrag von 1898 verständigt. Deutschland war darum einer Intervention nicht abgeneigt. Unter Berufung auf das Berliner Abkommen von 1885 unternahm Deutschland zusammen mit Österreich die Rolle einer Schutzmacht für die Mission. In den darauf folgenden Verhandlungen zog Portugal zwar die Ausweisung der Jesuiten nicht zurück, war aber bereit, die Patres noch solange am Sambesi zu belassen, bis sie von deutschen und österreichischen Missionaren ersetzt worden seien. Dementsprechend setzte man alles daran, um einen geeigneten Orden zu finden, der bereit gewesen wäre, die Mission zu übernehmen. Da die verschiedenen Versuche aus verständlichen Gründen erfolglos blieben, löste der Vatikan das Problem, indem er den gordischen Knoten zerschlug und der Gesellschaft des Göttlichen Wortes, die sich ebenfalls geweigert hatte, den Auftrag gab, die Mission zu übernehmen. Von alledem wußten die neuen Sambesimissionare nicht mehr, als was sie in Missionszeitschriften lesen konnten. Darüber hinaus hatten sie keine Ahnung von den Eigenheiten und gesetzlichen Bestimmungen portugiesischer Missionspraxis. Man zog aus, als ob es sich um eine Mission wie in anderen Gebieten der Welt handelte. Daß es z.B. verboten war, im Mönchsgewand aufzutreten, war ihnen unbekannt.

Die ersten Missionare der Gesellschaft des Göttlichen Wortes, drei Brüder und fünf Patres, trafen unter Leitung von P. H. Limbrock, der zuvor in Togo tätig gewesen war, am 12. Dezember 1911 in Quelimane an. Der Empfang von Seiten der Jesuiten war freundlich und zuvorkommend. Man half den Nachfolgern so gut es ging und unterstützte sie nach besten Kräften. Aus der Frühzeit der Sambesimission gab es nur noch wenige Spuren.²³

22 Paul SCHEBESTA, Portugals Konquistamission in Südost-Afrika, Missionsgeschichte Sambesiens und des Monomotapreiches (1560–1920), St. Augustin: Steylerverlag, 1967, 361f.

23 P. Schebesta bemerkt dazu (in „Zum ersten Missionsanfang am Sambesi“, Zeitschrift für Missionswissenschaft, 14. Jahrg. 2. Heft, Juni 1924, p. 88): „Außer einigen Ruinen der Station Marangue und einigem Gemäuer (Portal) in Sena, ist nur noch ein steinerne Taufbrunnen erhalten, welcher unsere Kapelle von Chipanga zierte, an dem ich selber manch schwarzes Köpfchen mit Taufwasser benetzen durfte.“

Nach zweieinhalbwöchiger Fahrt mit der ‚Lübeck‘ auf dem Sambesi erreichte P. Schebesta das nördlich von Tete gelegene Boroma, das der Mission als Hauptstation diente. Hier konnte er sich etwas erholen, bevor er im Oktober 1912 mit Br. Sabinus, einem Schuhmachermeister, nach Chipanga überwechselte, um daselbst als Missionar tätig zu werden. Die Station von Chipanga war eine alte Festung, mit sehr dicken Mauern, einem wunderbaren Blick über den Sambesi, und verschiedenen Nebengebäuden, zu denen auch eine Kapelle gehörte. Doch war der Wohnraum beschränkt, sodaß er mit P. Joseph Wallek, der einige Monate vor ihm eingetroffen war, das Zimmer teilen mußte. Auch befanden sich die Gebäude in einem erbärmlichen Zustand. Reparaturen und neue Bauvorhaben waren demnach vor auszusehen.

Zum Missionspersonal in Chipanga gehörten P. L. Loubière und P. A. Moreia d’Aranha sowie Br. Pinheiro, der für die Schuhmacherwerkstatt zuständig war, und Br. Gonçalves, der den Obst- und Gemüsegarten versorgte. Die Patres kümmerten sich vorerst noch um den Religionsunterricht, zogen sich aber zurück, sobald die Neumissionare diese Aufgabe übernehmen konnten. Dagegen behielten sie die Leitung der Station bis sie Anfang 1914 das Land verlassen mußten. Am 17. Februar desselben Jahres wurde die Leitung P. Sebastião, wie Schebesta sich jetzt nannte, anvertraut.

„Über ein Jahr lang lebten und arbeiteten [demnach] die Missionare der Gesellschaft des Göttlichen Wortes mit den Jesuiten zusammen und führten ein gemeinsames Leben, das die Neulinge am ehesten in die portugiesische Sprache, wie auch in den Missionsbetrieb einführt“ (384). P. Sebastião erlebte insbesondere P. Moreia als einen herzenguten Menschen. „Den neu angekommenen Missionaren war P. Moreia ein väterlicher Freund; ohne sich aufzudrängen, war er stets bereit, ihnen an die Hand zu gehen. Er schob weder sein Wissen und seine Erfahrung noch seine Person jemals in den Vordergrund; kein Wunder, daß ihm alle, die ihn näher kennengelernt hatten, ein freundliches Andenken bewahrten“ (383). Wie aus der Literaturliste der von den Sambesimissionaren veröffentlichten Schriften ersichtlich (447ff), hat P. Schebesta einen Teil von P. Moreia’s Aufzeichnungen veröffentlicht.²⁴

In einem Bericht vom 27. Februar 1913 beschreibt P. Sebastião die Erfahrungen der ersten Monate dahingehend, daß man zwar in baufälligem Gemäuer, dafür aber der dicken Mauern wegen in den kühlgsten Wohnungen am Sambesi lebt.²⁵ Geplant ist der Bau eines Schwesternhauses und einer Kirche. „Am Ende mag das Wohnhaus für die Missionare kommen.“ Die Mission ist sehr arm, da die Compania Mosambik, der das Gebiet unterstellt ist, die Subventionen gestrichen hat. Er erzählt von Löwen, welche die Gegend unsicher machen und bis in die Station vordringen; daß zwei mächtige Löwen erlegt worden seien; daß er sich vor Leoparden weniger fürchtet; daß es zahlreiche Elefanten gibt und daß die Hyänen jede Nacht heulen: „es ist eine Musik – ganz modern im tollsten Wechsel der Tonarten und Melodien.“ Er spricht davon wie während des Unterrichts („in schlechtem Portugiesisch und Kaffrisch“) eine Schlange von der Decke fiel, „gerade vor meine Füße“, und dann die zweite, die glücklicherweise ausgeschaltet werden konnten. Zu seinen Erfahrungen gehören verschiedene Jagdabenteuer, die allerdings so ausfielen, daß er es „von jetzt an“ den einheimischen Burschen überläßt, die Station mit Geflügel aus den Sumpfgebieten am Ufer des Sambesi zu versorgen. Ferner erwähnt er, daß seine Hauptbeschäftigung bisher das Erlernen von „Portugiesisch und Kaffrisch“ (der Ortssprachen) war, um sich so schnell wie möglich der Seelsorge widmen zu können. Ferner erwähnt Schebesta, daß er sich als Organist und Choralsänger sowie als Ackermann und, mit Br. Sabinus, als Bienenvater betätigt. Die Station hat 200 Hektar gutes Land von der Companie gepachtet, auf dem „einige Christen und Heiden“ angesiedelt sind, das aber genügend groß

24 P. Alexandre MOREIA, *Practical Grammatical Notes of the Sena Language*, editado pelo P. Paulo Schebesta SVD, St. Gabriel-Mödling near Vienna, 1924 (Bibliothèque Anthropos, vol. III).

25 Korrespondenz für die Mitbrüder der Gesellschaft des Göttlichen Wortes, Zweiter Jahrgang. Manuskript. St. Gabriel 1913, 221–224.

ist, um landwirtschaftlich weiter entwickelt werden zu können. Auch benutzt er das Fahrrad, um die Umgebung zu erkunden und mit den Menschen Kontakt aufzunehmen. Klimatisch gesehen ist die Regenzeit nur schwer zu ertragen, da roter Hund (*dermatitis hidrotica*) und Moskitos „einem derart zu[setzen], daß man schon eine Portion Geduld haben muß, um nicht loszuschimpfen.“ Gesundheitlich geht es gut. Allerdings brachte ihm seine Sumpfpfagd ein Fieber von 38.6 Grad ein, „was aber nicht viel bedeuten will.“

Da P. Limbrock im Angoniland neue Stationen gründen wollte, bat er P. Sebastião mit ihm das Gebiet im Norden von Sambesien zu erkunden, um geeignete Ortschaften zu finden. So kam es, daß er im Laufe von 1913 von Lifidzi aus für einige Monate mit P. Neuhausen das Land zwischen dem damaligen Rhodesien und Nyassaland durchstreifte. Auf einer Safari mit P. Limbrock besuchte er u.a. Missionsstationen der Weißen Väter in Nyassaland (Malawi), von deren Arbeit er so sehr beeindruckt war, das er nochmals mit einem Mitbruder dorthin zurückkehrte, um mehr über ihre Art des Missionierens zu erfahren. Man entschloß sich zu einer Neugründung in Chezuzo, wobei P. Sebastião sogleich mit dem Bau für ein Schwesternhaus begann. Im September kehrte er jedoch nach Chipanga zurück.

In Chipanga folgte man dem Weg, den die Jesuitenmissionare eingeschlagen hatte. Die Hauptsorge galt der Schule und dem Ausbau der Werkstätten, in denen man der Jugend eine Berufsausbildung ermöglichte. Man kümmerte sich vor allem um die Kinder, für die der Schulbesuch verpflichtend war, und die mittels des Unterrichts für das Christentum gewonnen wurden. Die älteren Menschen, die noch keine Christen waren, ließ man in Ruhe. Die Unterweisung in Schule, Kirche und Beichtstuhl fand mit Ausnahme einer Klasse für fortgeschrittene Knaben, die Portugiesisch lernten, in der Eingeborensprache statt. Wenn es eine einschneidende Veränderung gab, dann war es die Aufhebung des Tanzverbots. Dies führte dazu, daß die Jugend nicht nur im Missionsdorf blieb (statt wie bisher in Nachbardörfern auszuweichen), sondern daß auch die Jugendlichen der umliegenden Dörfer zu den Tanzveranstaltungen kamen. „Wir jungen Missionare pflegten engere Beziehungen zu der Bevölkerung zu unterhalten, schon weil wir jünger waren und die neuartige Umgebung uns immer wieder zu Ausflügen in die Dörfer lockte, wohin wir mit dem Fahrrad, das wir am Sambesi einfuhrten, leicht gelangten“ (385). Wie P. Schebesta im obligaten Lebenslauf seiner Dissertation bemerkt, widmete er sich auch ethnologischen und linguistischen Studien. Doch muß er in seiner Missionsgeschichte Sambesiens feststellen: „Auf Schritt und Tritt begegnete man der Übertragung abendländischen Christentums ohne allen Bezug auf das religiöse Denken und Fühlen der Eingeborenen. Damals wagte man nicht einmal daran zu denken!“ (385f).

Mit Beginn des Weltkrieges wurde das Arbeiten schwieriger. Gleichwohl gelang es P. Sebastião die guten Beziehungen mit dem Administrator von Lacerdonia, M. Martins, fortzusetzen. Alles kam jedoch zu einem jähen Ende, als Portugal im März 1916 in den Krieg eintrat und das Missionspersonal interniert wurde. Alle Proteste halfen nichts. Es galt das Recht des Stärkeren. P. Schebesta bemerkt dazu: „Jetzt galt die Lex Britannica, welche die Internierung von Zivilisten (im Burenkrieg) aufgebracht und als Zivilisationsblüte zum rechtlichen Brauch in die Menschheit eingeführt hatte.“ (388).

Das Missionspersonal von Chipanga wurde am 1. April 1916 abgeführt und nach einem kurzen Gefängnisaufenthalt in Chinde nach Quelimane gebracht. Man hatte die dortige Missionsstation als Internierungslager eingerichtet, in dem mehr als sechzig Menschen, und zwar Männer, Frauen und Kinder, bis Ende 1917 festgehalten wurden. Für P. Schebesta und sein Selbstverständnis waren die 18 Monate im Lager insbesondere deshalb von allergrößter Bedeutung, weil sie ihn wie keine Erfahrungen zuvor lehrten, wer wir Menschen sind. Erst hier lernte er, wie er mir sagte, sich selbst und andere wirklich kennen.

Ende 1917 wurden die Insassen des Lagers von Quelimane nach Caldas da Rainha bzw. nach Peniche in Portugal gebracht. Glücklicherweise erfreuten sich die Internierten weitgehender Bewegungsfreiheit. Missionare und Schwestern konnten sich in Caldas da Rainha und Peniche privat einquartieren. Als er 1918 in Vertretung des selbst erkrankten Pfarrers die an der Spanischen Grippe

erkrankten Menschen seelsorglich besuchte und die Toten begrub, wurde er selbst von der Seuche erfaßt, sodaß er zwei Monate lang, im November/Dezember 1918 darnieder lag. Daraus entwickelte sich eine Stirnhöhleneiterung mit Kiefereiterung, die nie ganz ausheilten und 1957 eine Kieferextirpation zur Folge hatten.

Im September 1919 schien es zunächst, als ob man alsbald die Missionsarbeit am Sambesi wieder aufnehmen könnte. Das war jedoch nicht so. Stattdessen gab es endlose Verhandlungen, mit denen P. Schebesta und P. Paul Freymann betreut wurden. Während die übrigen Internierten endlich in die Heimat zurückkehren konnten, nahmen die beiden ihren Wohnsitz in Lissabon. P. Schebesta gebrauchte seine Zeit, um einerseits in der Seelsorge der Pfarre Alcantara mitzuhelfen, und andererseits die Bibliotheken Lissabons nach Dokumenten zur Missionsgeschichte Sambesiens zu durchstöbern. Im bereits zitierten Artikel über die Anfänge der Sambesimission beschreibt er seine Bibliotheksarbeiten wie folgt: „Die Frucht meines Sammelns und Studiums in den Bibliotheken von Lissabon ist eine lohnende gewesen. An Hand des geborgenen Materials bin ich in der Lage, die kulturelle Stellung des Manamatapa-Reiches und der zu ihnen gehörenden Simbabwe-Ruinen klarzulegen. (Siehe meinen Vortrag: Die Zugehörigkeit der Zimbabwe-Ruinen von Rhodesien zur Manamatapa-Kultur. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. Juni 1923). Ebenso sammelte ich alles gedruckte und ungedruckte Material, das Bezug auf die Sambesimission, ihren Werdegang und Verfall hat, und das zu einer ausführlichen Darstellung derselben bei Gelegenheit verwandt werden soll“ (99).

Im Herbst von 1920 entschloß sich P. Schebesta, nach Steyl zu reisen, um den Ordensoberen Gang und Zustand der Verhandlungen zu erläutern. Als er ankam hatte die Generalleitung ihren Entschluß jedoch bereits gefaßt und sich von der Sambesimission zurückgezogen. Er selbst erhielt die Bestimmung, fortan in der Redaktion des *Anthropos*, d.h. in der 1906 von P. Wilhelm Schmidt begründeten Zeitschrift für Linguistik und Völkerkunde, zu arbeiten. Sieht man von den Forschungsreisen ab, dann war wiederum St. Gabriel der Mittelpunkt seines Lebens und sollte es bis zu seinem Lebensende bleiben.

2.4 Rückkehr nach St. Gabriel

Wie P. Anton Vorbichler zurecht bemerkt, war mit der Berufung „zur Mitarbeit an der von P. Wilhelm Schmidt 1906 gegründeten Zeitschrift „*Anthropos*“... der endgültige Rahmen für das Lebenswerk P. Schebestas gesteckt.“²⁶ Der neuen Bestimmung entsprechend ergab sich eine doppelte Verpflichtung. Einerseits ging es darum, die ihm zugeteilten Aufgaben in der Redaktion des *Anthropos* zu erfüllen, andererseits oblag es ihm, sich systematisch in das Fachgebiet der Völkerkunde einzuarbeiten. Letzteres geschah dadurch, daß er sich an der Universität Wien inskribierte, wo er neben Anthropologie-Ethnologie auch die Fächer Urgeschichte und Ägyptologie belegte, und, wie bereits erwähnt, sein Studium 1926 mit einer Dissertation über das Afrikanische Opfer abschloß. Nicht weniger wichtig war hierbei nebst dem ständigen Gedankenaustausch mit P. Wilhelm Schmidt, P. Damian Kreichgauer, und P. Wilhelm Koppers, sowohl die Vorbereitung verschiedener Publikationen als auch, seit 1922, die Tätigkeit als Professor für Linguistik und Völkerkunde an der Hochschule St. Gabriel, die ihn ganz im Sinne von Seneca's *docendo discimus* dazu nötigte, lehrend zu lernen. Die Publikationen aus dieser Zeit sind: *Der Urmensch und seine Religion*, Frankfurter Broschüren 1921/22, 45–100; „Über das Opfer“. *Semaine d'Ethnologie religieuse de Tilbourg*, St. Gabriel-Mödling 1923, 258–279; „Die religiösen Anschauungen Süd-Afrikas“, *Anthropos* 1923/24, Bd. 18/19, 114–124; „Der afrikanische Schild“ (mit G. Höltker), *Anthropos* 1923/24, Bd. 18/10, 1012–1124; und

26 Anton VORBIHLER, „Professor Dr. Paul Schebesta SVD“, *Anthropos*, vol. 62, 1967, 665–685, 667.

„Die Zimbabwe-Kultur in Afrika“, *Anthropos* 1926, Bd. 21, 384–522; „Zum ersten Missionsanfang am Sambesi“. *Zeitschrift für Missionswissenschaft*, 14. Jahrg. 2. Heft, Juni 1924, 89–97.

Obwohl die Arbeiten im Umkreis des Anthropos seine Hauptaufgabe bildeten, umfaßten sie nicht alle Tätigkeiten von P. Schebesta. Da die Verbreitung der Missionsidee in der Tschechoslowakei durch den Krieg ins Stocken geraten war, versuchte er, diese Idee aufs neue zu beleben, indem er Kontakte mit slowakischen Priestern und dem Bischof von Neutra (Nitra) aufnahm und an Ort und Stelle Vorträge hielt. In seinem Bemühen um die Vertiefung des Missionsgedankens und die Niederlassung der Gesellschaft in der Slowakei wurde er von P. Wilhelm Gier, der inzwischen zum Generalsuperior der Gesellschaft gewählt worden war, unterstützt. Weil seine diesbezüglichen Anstrengungen auf die Dauer mit seiner Hauptaufgabe nicht vereinbar waren, versuchte er jedoch, alsbald Mitbrüder zu finden, die bereit waren, seine Bemühungen weiter zu verfolgen und ihnen zum Erfolg zu verhelfen.

Doch war sein Einsatz zur Verbreitung der Missionsidee in der Tschechoslowakei nicht die einzige Nebentätigkeit. Vielmehr pflegte er, wenn seine Zeit es zuließ, vereinzelt in Pfarren der Umgebung, insbesondere jedoch regelmäßig in der Arbeiterpfarrei am Laaerberg in Wien auszuhelfen und zu predigen. Dies änderte sich erst als er nach der Rückkehr von seiner ersten Expedition zu den zentralafrikanischen Pygmäen im Jahre 1931, wie bereits erwähnt, zum Kirchendirektor der Confraternität ernannt wurde.²⁷

Auf eine Anregung von P. Wilhelm Schmidt hin entschloß sich P. Schebesta im Jahre 1923 zu einer Expedition nach Britisch Malaya, um die dort lebenden „Negrito“²⁸ zu erforschen, von denen man annahm, daß sie als kleinwüchsige Sammler und Jäger des tropischen Urwalds, zu den „Pygmäenvölkern“ der Erde gehörten. Den Hintergrund für diese Forschung bildete das Pygmäenwerk von Wilhelm Schmidt (*Die Stellung der Pygmäenvölker in der Entwicklungsgeschichte des Menschen*, Stuttgart: Strecker und Schröder, 1910), in dem dieser annahm, insbesondere das Ursprungsproblem der Religion einer Lösung zuführen zu können. Da Wilhelm Schmidt auf Grund des damaligen Forschungsstandes davon ausging, daß die Kulturen kleinwüchsiger Sammler und Jäger der Urkultur der Menschheit am nächsten kämen, und er der Meinung war, daß diese den Eingottglauben der Urzeit mehr oder weniger bewahrt hätten, setzte er sich dafür ein, diese Kulturen, von denen noch sehr wenig bekannt war, gründlich zu erforschen. Um die Finanzierung dieses Forschungsvorhabens sicherzustellen, wandte sich P. Schmidt im Frühjahr 1923 an Papst Pius XI., der ihm seine Unterstützung mit den Worten zusagte: „Das sind menschliche Dokumente, die nicht verloren gehen dürfen.“

27 Die heutige Privatklinik der Confraternität (Bruderschaft) geht auf eine Initiative von sieben Handelsgehilfen zurück, die sich 1729 zusammenschlossen, um erkrankten Mitgliedern ihres Handelsstandes zur Seite zu stehen. 1835 gelang es der Bruderschaft ein eigenes Spital in der Skodagasse 32, Wien VIII (Josefstadt), einzurichten. Von 1890 bis 1976 versahen Ordensschwwestern, d.h. die „Dienerinnen des heiligsten Herzen Jesu“ den Dienst als Krankenpflegerinnen. Nachdem die Bruderschaft die Leitung 1920 abgegeben hatte, wurde das Spital als private Krankenanstalt weitergeführt. 1938 enteigneten die Nationalsozialisten den Krankenhilfsverein Confraternität. Den Ärzten gelang es jedoch, den Klinikbetrieb weiterzuführen. Nach Rückerstattung der Klinik im Jahre 1946 wechselte diese wiederholt den Besitzer. Die Kapelle des Krankenhauses, die viele Kirchbesucher anzog und für die ein Kirchendirektor verantwortlich war, wurde nach der Übernahme der Klinik durch Humanomed Krankenhaus Management im Jahre 1994 abgerissen. Seither arbeitet die „Confraternität-Privatklinik Josefstadt“ als ein Belegspital, das „[sich] als Dienstleistungszentrum für ein breites Spektrum an medizinischen Untersuchungen und Therapien [versteht].“ <http://www.confraternitaet.at/web/>

28 Anmerkung des Herausgebers: Da Schebestas Briefe mit Bezug auf afrikanische Menschen häufig eine damals auf Deutsch noch gebräuchliche, aber heute inakzeptable Terminologie verwenden, geht diese Einleitung wie folgt vor: Um den Leserinnen und Lesern die Bezugnahme auf Schebestas Brieftexte zu erleichtern, wird zwar dieselbe Terminologie auch hier verwendet. Allerdings erfolgt dies stets unter Anführungszeichen, um die kritische Distanz des Autors und des Verlags gegenüber einer unangebrachten Verwendung dieser Termini zu Beginn des 21. Jahrhunderts zu verdeutlichen.

Wenn Sie mit den Vorbereitungen der Expeditionen fertig sind, so kommen Sie wieder, und wenn die Vorsehung mir dann genügende Mittel zur Verfügung gestellt hat, werde ich helfen.“²⁹

2.5 Britisch Malaya und die Philippinen

Das Jahr 1923 diente der Vorbereitung auf die Expedition zu den „Negrito“ (Semang) in Britisch Malaya. Dazu gehörte ein zweimonatiger Aufenthalt in ‚The School of Oriental and African Studies‘ in London, um Malaiisch zu erlernen und die nötigen Kontakte zu knüpfen, die für die Arbeit in auf der Malaiischen Halbinsel unentbehrlich waren. Als besonders wichtig erwies sich hierbei die Bekanntschaft mit Charles Otto Blagden (1864–1949) und Walter William Skeat (1866–1953),³⁰ die ihn mit der Malaiischen Sprache und den Forschungsverhältnissen in Britisch Malaya vertraut machten.³¹ Mit ihrer Hilfe gelang es, die für Einreise und Arbeit nötigen Papiere zu erhalten und, wie sich alsbald zeigen sollte, die volle Unterstützung der Kolonialbehörde sicherzustellen.

Im Januar 1924 schiffte sich Schebesta in Rotterdam in den englischen Dampfer „City of York“ ein, um seine Forschungen bei den Semang (d.h. bei den Jahay, Sabub’n-Lanoh, Kenta’, Kensiu) und bei Nachbarethnien wie Senoi und Jakudn in Britisch Malaya und, gegen Ende der Forschung, auch bei den „Kubu“ (Orang Rimbo) in Sumatra, zu beginnen (für eine Illustration des Forschungsgebiets siehe Kartenskizze 1, Seite 180). Da Schebesta seine Erfahrungen und Erlebnisse ausführlich beschrieben hat, genügt es, auf die entsprechenden Publikationen hinzuweisen. Diese sind: *Bei den Urwaldzwerge von Malaya*, Leipzig: F. A. Brockhaus, 1927; *Orang Utan: Bei den Urwaldmenschen Malayas und Sumatras*, Leipzig: F. A. Brockhaus, 1928; und *Tanah Malayu: Wanderungen und Forschungen in den Dschungeln Malayas*, Mödling bei Wien: St. Gabriel Verlag, 1960. Wohl möchte ich noch bemerken, daß die Geldentwertung in Deutschland und Österreich die Finanzierung der Expedition bedrohte, sodaß Schebesta zu äußerster Sparsamkeit gezwungen war und sich schon deshalb der Lebensweise der Semang anpassen mußte. Was sich auf die Bewegungsfreiheit nachteilig auswirkte, erwies sich für die Forschung selbst als ein großer Vorteil. Obwohl ihm seine Forschungsmethode zumindest teilweise durch äußere Umstände aufgedrängt wurde, erkannte er deren Nutzen, was dazu führte, daß er sie, wie noch dargelegt werden soll, bei den folgenden Expeditionen auch dann gebrauchte, wenn genügend Geld zur Verfügung stand.

Mit der Rückreise im Juni 1925 begann die Sichtung und Ausarbeitung des Materials. P. Schebesta tat dies in zwei Schritten, indem er zunächst in den bereits zitierten Publikationen aus den Jahren 1927 und 1928 die Ergebnisse der Expedition in popularwissenschaftlichen Reiseberichten darstellte, um daran anschließend auf deren wissenschaftliche Auswertung hinzuarbeiten. Letzteres geschah in Einzelabhandlungen, in denen Themen behandelt wurden wie: Gesellschaft und Familie, Eigentumsvorstellungen, Sittliches Bewußtsein, Stellung der Frau, Hala oder Medizinmann, Pfeil und Bogen, Giftpfeile, Messungen, Dekorationskunst, „Kubu“ (Orang Rimbo) und Jakudn, u.s.w. Insbesondere möchte ich auf die Darstellung der Jahay Sprache und die religiösen Anschauungen der Semang verweisen sowie auf Arbeiten, die er zusammen mit Viktor Lebzelter publizierte.³²

29 Siehe Wilhelm SCHMIDT, „Die Forschungsexpedition von P. P. Schebesta, S. V. D., in 1924/1925 bei den Semang-Pygmäen und den Senoi-Pygmoiden auf der Halbinsel Malakka (British Malaya)“, *Anthropos*, Band XX, 1925, 719.

30 Vgl. dazu Otto BLAGDEN, William SKEAT, *Pagan Races of the Malay Peninsula*, 2 vol., London: Macmillan, 1906.

31 Paul SCHEBESTA, *Die Negrito Asiens*, Bd. I, Wien-Mödling: St. Gabriel-Verlag, 1952, X, 44.

32 Vgl. dazu: „Grammatical Sketch of the Jahay Dialect, Spoken by a Negrito Tribe of Ulu Perak and Ulu Kelantan, Malay Peninsula“, translated by C. O. Blagden, *Bulletin of the School of Oriental Studies*, London Institution, 1928, 803–826; *Die religiösen Anschauungen der Semang-Zwerge von Malaya*, Düsseldorf: L. Schwan, 1928; „Schädel und Skelettreste von drei Semang-Individuen“ *Anthropos*, Band XXI, 1926, (mit Viktor Lebzelter), 959–990.

Die intensive Beschäftigung mit dem Forschungsmaterial unterstrich die Bedeutung, die den Sammlern und Jägern auf der Malaiischen Halbinsel im Ganzen der Menschheitsgeschichte zukam. Zugleich weckte sie das Bedürfnis, die Pygmäen in Afrika kennen zu lernen, von denen man damals noch annahm, daß sie demselben Kulturkreis angehörten. Dementsprechend entschloß sich Schebesta, auch die in Afrika anzutreffenden Kleinwüchsigen gründlich zu erforschen und die „Pygmäenforschung“ als sein wissenschaftliches Lebensziel zu verfolgen. Es war dies, wie er immer wieder betonte, ein Entschluß, den er selbst gefaßt hatte, und an dem er, vom Anthropos Institut und seinem Orden unterstützt, bis an sein Lebensende festhielt.

Bevor ich auf P. Schebesta's Erforschung afrikanischer Pygmäen näher eingehe, möchte ich jedoch noch seine Expedition zu den Aëta auf den Philippinen mit anschließendem Aufenthalt bei den Semang erwähnen. Der Anlaß für diese Expedition war die Frage nach dem Verbreitungsgebiet der „Negrito“, zu denen man neben den Semang die Aëta auf den Philippinen und die Urbevölkerung der Andamanen zählte. Beide Gruppen wollte er persönlichen kennenlernen. Hinzu kam der Wunsch, einige offene Fragen der Semangforschung zu klären. Auch hatte er „seinen“ Jahay versprochen, sie wieder zu besuchen.

Die Forschungsreise begann am 3. November 1938 in Rotterdam, von wo aus ihn die ‚Scharnhorst‘ am 24. November nach Singapore brachte. Bevor er wenige Tage später nach Manila weiterreiste, traf er sich mit seinem Freund P. R. Cordon, um mit diesem einen erneuten Aufenthalt unter den Semang in Anschluß an die Philippinenreise vorzubereiten. P. Cordon, ein Bretone, der ihm als Missionar in Taiping dank seiner ausgezeichneten Kenntnisse des Landes und guten Kontakte mit den Behörden bei seiner ersten Forschungsreise sehr geholfen hatte, arbeitete inzwischen in Singapore, wo er u.a. für die Herausgabe des Rundbriefes der Diözese (Malaya Catholic Leader, Official Organ of Catholic Action) verantwortlich war.

Der Standort für die Arbeit auf den Philippinen war Manila, wo P. Schebesta im Kolleg seines Ordens Unterkunft fand, und von wo aus er verschiedene Aëta Gruppen mit ihren Nachbarn (Igoroten, Mangyanten, u.w.) auf Luzon (Zambales, Bataan, Mountain Province, Camarines Norte, Ilagan), Negros und Mindoro (wo er jedoch keine Aëta antraf) besuchte (für eine Illustration des Forschungsgebiets siehe Kartenskizze 2, Seite 204). In Manila und Zambales unterstützte ihn sein Mitbruder P. W. Duschak (1903–1997), in der Mountain Province besuchte er P. Morice Vanoverbergh C. I. C. M., (1885–1982), der sich intensiv mit der Ethnographie Nord-Luzon's beschäftigte und mit den dortigen Aëta bestens vertraut war.³³ Da P. Schebesta zum ersten Mal auf Dolmetscher angewiesen war, konnte er sich der geistigen Kultur der Aëta nicht mit derselben Intensität widmen, mit der er sich dem Geistesleben der Semang gewidmet hatte.³⁴ Demnach bestand das wichtigste Ergebnis der Philippinenreise in der „persönlichen Kenntnis der Aëta, ihrer physischen und kulturellen Eigenheiten sowie ihrer Gliederung“ (751).

Anfang Juni 1939 brach P. Schebesta seinen Philippinenaufenthalt ab, um sich erneut mit den Semang zu befassen. Große Freude bereitet ihm das Wiedersehen und Leben mit „seinen alten Jahay-Freunden besonders aus der Ramog'n-Sippe“ (752). Mit dem neuerlichen Besuch bei den Semang konnte er sehr zufrieden sein, da ihm diese Begegnung wichtige Erkenntnisse auf dem Gebiet der Religion bescherte. Doch ging ihm der Verfall der unter Krankheit und Hunger leidenden Jahay sehr nahe.

33 Vgl. dazu Maurice VANOVERBERGH, „Negritos of Northern Luzon“ *Anthropos*, Bd. 20, H. 1./2. (Jan. – Apr., 1925), pp. 148–199.

34 Er selbst sagt dazu: „Diese Abhängigkeit von Dolmetschern, zudem noch wenig geeigneten, behinderte meine Tätigkeit in so großem Maße, daß ich unter den Aëta nicht warm werden konnte“. „Bericht über meine letzte Forschungsreise zu den ostasiatischen Negrito“, *Anthropos*, Bd. 35–36, 1940–1941, 750–752, 750.

Da sich ein Besuch der Andamanen in der politisch angespannten Lage als unmöglich erwies, wollte Schebesta sich in der ihm verbleibenden Zeit den Senoi widmen. Dieser Arbeitsplan wurde jedoch durch zwei heftige Malariaanflle sowie durch den Ausbruch des Krieges am 1. September 1939 durchkreuzt. Es gelang ihm noch mit der Hakozaiki-Maru am 14. September von Singa- pore die Heimreise anzutreten und über Italien und die Schweiz nach Wien zurückzukehren.

P. Schebesta hat auch diese Expedition in einem eigenen Reisebericht beschrieben.³⁵ Auch konnte er noch während des Krieges zumindest zwei Einzelstudien mit J. Matiegka veröffentlichen.³⁶ Dage- gen mußte die Veröffentlichung der wissenschaftlichen Darstellung der „Negrito“, deren erster Band 1943 in Stuttgart den Bomben zum Opfer fiel, noch bis 1952 warten.³⁷

2.6 Zentralafrika

Afrika war für P. Schebesta kein Kontinent, dem er neutral gegenüber gestanden hätte. Im Gegenteil, nach vier glücklichen Jahren am Sambesi, drängte es ihn, zum „dunklen Erdteil“ zurückzukehren. In seinem weitgehend autobiographischen Roman „Der ewige Ruf“, den er 1948 veröffentlichte, heißt es dazu: „wer dem Zauber Afrikas einmal verfallen ist, für den gibt es kein Entrinnen mehr! Wer den Tropenwald einmal erlebt hat, den ruft er wieder! Eine unstillbare Sehnsucht zerfrißt eines jeden Herz, den Afrika einmal in Bann geschlagen hat. Sie drängt nach Erfüllung, allen Einwänden der Vernunft zum Trotz. Einerlei, ob Forscher, Missionar oder Kolonist, für sie gibt es kein Vergessen. Im Geiste durchwandern sie daheim immer wieder die Busch- und Urwaldpfade, vermeinen sie den rhythmischen Trommelwirbel und die Tanzweisen der ‚Wilden‘ zu sehen. Die Vergangenheit wird lebendiger, als sie in Wirklichkeit jemals war. Das ist es, was ich den ‚ewigen Ruf‘ des dunklen Erd- teils nenne. Ein eigentümlicher ‚Zauber‘ geht von diesem Kontinent aus.“³⁸

Die Expedition zu den Pygmäen in Afrika begann mit der Einschiffung am 15. Januar 1929 in Ant- werpen, von wo aus Schebesta mit der S. S. Thysville am 31. 1. in Boma den Kongo erreichte, und endete im Juni 1930 mit einem kurzen Aufenthalt in Katanga. Mit diesem Aufenthalt war die Reise selbst jedoch nicht beendet. Vielmehr nahm Schebesta die Gelegenheit wahr, um über das damalige Rhodesien und die Sambesiflle in Vila Pery (Chimoio) einen früheren Mitbruder, der ihm in Chi- panga zur Seite gestanden war, sowie andere Freunde und Bekannte zu besuchen. Auch lag ihm sehr daran, Informationen über das Schicksal der Sambesimission in den Nachkriegsjahren zu sammeln.³⁹ Ganz besondere Freude bereitete es ihm, in Vila Pery Antonio Agostinho, einem ehemaligen Lehrer von Chipanga, zu begegnen, sowie andere Bewohner seiner Missionsstation zu treffen. Die Rckrei- se nach Europa, wo er Anfang Oktober eintraf, fand von Beira aus statt.

Das eigentliche Motiv für die Rückkehr nach Afrika bestand jedoch weder im subjektiven Ver- langen des Sambesimissionars, noch ergab es sich aus dem Umstand, daß er sich mit verschiedenen Fragen der Ethnologie Afrikas intensiv befaßt hatte. Entscheidend war vielmehr die Absicht, dem

35 Paul SCHEBESTA, Menschen ohne Geschichte. Eine Forschungsreise zu den „Wild“-Völkern der Philippinen und Malayas 1938/39. Mödling: Verlag der Missionsdruckerei St. Gabriel, 1947.

36 Paul ŠEBESTA, Jindrich MATIEGKA, „Deti vchodoasijskch Negritu“, Zvlstni otisk z anthropologie, XVIII, Praha 1940, 167–177; „Igoroten a Mangyani“ Zvlstni otisk z anthropologie, XIX, Praha 1941, 71–83.

37 Paul SCHEBESTA, Die Negrito Asiens, Wien-Mödling: St. Gabriel Verlag, I. Band, Geschichte, Geographie, Umwelt, Demographie und Anthropologie der Negrito, 192, 21 + 496 Seiten, 16 Btfl.; II. Band, Ethnographie der Negrito, 1. Halbband, Wirtschaft und Soziologie der Negrito, 1955, 16 + 346 Seiten, 42 Btfl.; 2. Halbband, Religion und Mytho- logie der Negrito, 1957, 16 + 336 Seiten, 8 Btfl.

38 Paul SCHEBESTA, Frederic CHEVIN, Der ewige Ruf. Ein junger Mensch erlebt Afrika, Mödling bei Wien: Missi- onsdruckerei St. Gabriel, 1948, p. 10.

39 Portugals Konquistamission, a.a.O. 407ff.

Pygmäenproblem auf den Grund zu kommen. Dem entsprach der Wunsch, möglichst unbeeinflusste Pygmäen kennen zu lernen, um sie so, wie er es bei den Semang in Britisch Malaya getan hatte, zu erforschen.

Auf Grund der bis dahin vorhandenen Literatur über afrikanische Pygmäen entschloß sich Schebesta, seine Forschungen im tropischen Urwald der damaligen Belgischen Kolonie durchzuführen, da in deren Ostprovinz die Beeinflussung von Außen am geringsten zu sein schien. Seit Georg August Schweinfurth (1836–1925) zwischen 1868 und 1871 im „Herzen von Afrika“ Land und Leute erforscht hatte, und Henry Morton Stanley (1841–1904) in den Jahren 1874 bis 1877 den Kongowald durchquert hatte, wußte man immerhin, daß es auch hier Pygmäen gab,⁴⁰ und daß einer ägyptischen Quelle zufolge bereits vor mehr als viertausend Jahren Pygmäen oder, wie man sie nannte, „Gottestänzer“ im Gebiet der Nilquellen lebten.⁴¹ So kam es, daß sich P. Schebesta auf die Ituri-Region in der Ostprovinz des Belgischen Kongo konzentrierte, die bis dahin noch weitgehend ‚unerschlossen‘ war, in der er aber, wie sich herausstellen sollte, auf zahlreiche Pygmäengruppen stieß. In der Tat lernte er hier zwergwüchsige Menschen kennen, die keineswegs degeneriert waren, sondern als vitaler und relativ eigenständiger, in sich differenzierter, Menschenschlag im tropischen Urwald leben.⁴² Zwar sprachen diese Pygmäen ihren Kontakten mit den in den Wald eingewanderten Bauern entsprechend verschiedene Sprachen, sodaß es sich als sinnvoll erwies, drei Kontingente (d.h. Aka, Sua, Efe) zu unterscheiden. Doch waren die Übereinstimmungen in Kultur und Erscheinungsbild groß genug, um sie unter dem Namen Bambuti (Singular Mombuti) zusammenzufassen, auch wenn diese im Urwald weit verbreitete Bezeichnung genau genommen nur von einigen Gruppen für sich in Anspruch genommen wurde.⁴³ Für die im Laufe seiner Arbeiten gewonnene Überzeugung, daß im Vergleich mit anderen Pygmäengruppen den Bambuti die Rolle eines Bezugspunktes zukommt, konnte er sich sowohl auf seine Erfahrungen bei den Batwa in Ruanda als auch bei den Baćwa in der Équateur Provinz berufen, die er während eines einmonatigen bzw. dreimonatigen Aufenthalts ebenfalls kennen lernte.

Die Forschung galt jedoch nicht nur den Pygmäen. Da die Bambuti in einer mehr oder weniger großem Abhängigkeit von den in den Wald eingedrungenen Bauern lebten, die sich als Wirtsherren der dem jeweiligen Dorf verbundenen Pygmäengruppen verstanden, mußten Lebensweisen und Traditionen der Bauern berücksichtigt werden, um die Eigenheiten der Bambuti-Kultur davon abheben zu können. Der eigentlichen Forschungsabsicht entsprach demnach eine doppelte Aufgabe,

40 Vgl. dazu A. Georg SCHWEINFURTH, *Im Herzen von Afrika*, Leipzig: Brockhaus, 1874; und Henry Morton Stanley, *Durch den dunklen Welttheil oder die Quellen des Nils, Reisen um die grossen Seen des äquatorialen Afrika und den Livingstone-Fluss abwärts nach dem atlantischen Ocean, aus dem Englischen von C. Böttger*, Leipzig 1878.

41 Vgl. dazu Paul SCHEBESTA, *Bambuti, die Zwerge vom Kongo*, Leipzig: Brockhaus, 1932, 15f. Bei der Quelle handelt es sich um einen Brief von Pepi II Neferkare (c. 2284–2184) an den Feldherrn Harkuf, in dem der Pharao seine Freude zum Ausdruck bringt, daß es Harkuf gelungen ist, von seinem Beutezug ins Land Iyam einen „Zwerg“ mitzubringen, der die „Gottestänze im Märchenland tanzt“, und dem Feldherrn aufträgt, diesen „Zwerg“ wohlbehalten zu ihm zu bringen.

42 Auf Grund der von ihm festgestellten Merkmale im physischen Erscheinungsbild der Pygmäen sah sich Schebesta (mit V. Lebzelter) berechtigt, den damals geltenden Maßstäben entsprechend von einer eigenen „Rasse“ zu sprechen. Dies war vor allem deshalb wichtig, weil damit der Vorstellung von degenerierten Menschen jeder Boden entzogen war. Nachdem die Degenerationsthese definitiv ad acta gelegt ist, und die „Rassenkunde“ sich als wissenschaftliche Disziplin überlebt hat, stellt sich heute die Frage, ob und wie weit im genetischen Code der verschiedenen Pygmäenvölker Merkmale auftreten, die deren Verwandtschaft bestätigen und möglicherweise Aufschluß über ihr biologisches Alter geben. Vgl. dazu Giovanni DESTRO-BISOL et al., „The Analysis of Variation of mtDNA Hypervariable Region 1 Suggests That Eastern and Western Pygmies Diverged before the Bantu Expansion“, *The American Naturalist*, vol. 163, nr. 2, February 2004, 212–226.

43 Benennung der afrikanischen Pygmäengruppen. *Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft*, Band 90 (Wien 1949), Heft 1–12, 86–88.

der zufolge es darauf ankam, das Spannungsfeld zwischen nomadisierenden Wildbeutern und sesshaften Pflanzern zu erkunden. Da Schebesta an seinem Interesse für die Bambuti kein Zweifel ließ, bezeichneten ihn die Dorfbewohner als Baba wa Bambuti (Vater der Bambuti), was von ihnen zwar abfällig gemeint war, von den Bambuti jedoch als eine Art Ehrentitel aufgegriffen wurde, der Unterstützung und Vorteil versprach.

Neben einigen für die Fachwelt bestimmten Artikeln hat P. Schebesta die Erfahrungen und Ergebnisse der Expedition von 1929/30 in zahlreichen Zeitungsartikeln sowie in zwei Reiseberichten von zusammen mehr als 500 Seiten einer breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht.⁴⁴ Mit den hier veröffentlichten Briefen werden diese Berichte aus der Sicht des korrespondierenden Forschers ergänzt, der den Erwartungen des um sein Wohlergehen besorgten Empfängers entsprechend sich selbst in den Mittelpunkt des Geschehens rückt, und damit wesentliche Einblicke in die Art seines Forschens und persönlichen Empfindens vermittelt.

Da zu Beginn der Expedition von 1929/30 weder die Verbreitung und Anzahl, noch die kulturellen Eigentümlichkeiten und Unterschiede der zahlreichen Pygmäengruppen feststand, trat – um die Terminologie von P. Schebesta zu gebrauchen – die Flächenforschung notwendigerweise in den Vordergrund, sodaß die Tiefenforschung nur bedingt zu ihrem Recht kam. Aus diesem Grund, insbesondere aber auch deshalb, weil die erste Reise ihn gründlich von der „rassischen und kulturellen Urwüchsigkeit der Ituri-Bambuti“ überzeugt hatte, entschloß er sich zu einer zweiten Reise in das Iturigebiet, für welche eine „intensive Tiefenforschung“ richtungsweisend sein sollte.⁴⁵ Was auch immer die Bambuti sonst noch sein mochten, „in keinem Fall [ging] es an, sie als eine Degenerationsform irgendeiner anderen Rasse anzusprechen.“⁴⁶

Im Frühjahr von 1932 verbrachte P. Schebesta mehrere Wochen in Belgien, um den dortigen Menschen die Bambuti näher zu bringen und die Kolonialmacht von ihrer Verantwortung für die Pygmäen zu überzeugen. Auch legte er den dortigen Behörden den Plan vor, mit einem Belgier die Wohngebiete aller Pygmäen in Afrika zu erkunden, um so zu einem differenzierten Bild ihrer Verbreitung zu kommen. Dem Plan stand man wohlwollend gegenüber, die Verhandlungen scheiterten jedoch an Detailfragen. P. Schebesta entschloß sich darum im folgenden Jahr, von einer aufwendigen Expedition abzusehen und statt dessen eine zweite Forschungsreise zu den Ituri-Pygmäen vorzubereiten. Diesem Vorhaben schloß sich sein Mitbruder P. Martin Gusinde (1886–1969) an, der zuvor die Feuerlandindianer untersucht hatte und nunmehr daran interessiert war, auch die Pygmäen kennenzulernen. Als Fachmann auf dem Gebiet der physischen Anthropologie, kam ihm vor allem die Aufgabe zu, diese Seite der Bambuti zu erforschen. Auch ersuchte ihn der an der Universität Löwen promovierte Arzt Dr. J. B. Jadin durch Vermittlung des Kolonialministeriums, bei der Expedition mitzumachen, um serologische und pathologische Untersuchungen durchzuführen.⁴⁷ Er schloß sich

44 Siehe dazu: Bambuti die Zwerge vom Kongo, Leipzig: Brockhaus, 1932; Vollblutneger und Halbzwerge. Forschungen unter Waldnegern und Halbpymäen am Ituri in Belgisch Kongo, Salzburg: Pustet, 1934. In seinem 1957 im St. Gabriel Verlag, Mödling bei Wien, veröffentlichten Büchlein: Baba wa Bambuti. Vier Fahrten zu den Ituri-Pygmäen, kommt u.a. auch die erste Reise zur Sprache.

45 „Vorbericht über P. Schebestas fünfte Pygmäen-Expedition“, *Anthropos* Bd. 46, 1951, 257–259, 257.

46 „Die zentral-afrikanischen Pygmäen“, *Ethnologische Fachsitzung* am 19. Mai 1932. Sitzungsbericht der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. LXII, 1932, 14–20, 16.

47 Jean-Baptiste Jadin (1906–1998) war ein berühmter Tropenmediziner, der sich in der Bekämpfung verschiedener Krankheiten und Seuchen im Belgischen Congo und in Ruanda-Urundi große Verdienste erwarb; von 1937–1942 in Coquilhatville (Mbandaka), von 1942–1952 in Astrida (Butare), wo er u.a. die Penezillinsalbe ‚Astridine‘ entwickelte, und von 1952–1956 in Bukavu. Seit 1956 forschte und lehrte er am Tropeninstitut von Antwerpen. http://www.kaowarsom.be/en/notices_jadin_jean_baptiste. Vgl. dazu u.a.: Jean-Baptiste JADIN, „Rapport sur une mission d’études anthropologiques effectuée au Congo belge (juillet 1934 – février 1935)“, Institut Royal Colonial Belge, *Bulletin des seances* VI. 2, 1935, 382–411; „Aperçu sur l’état sanitaire des Pygmées de l’Ituri“ *Anthropologie-Prague*,

der Expedition nach deren Beginn zwei Monate später an. P. Schebesta war diese Hilfe willkommen, da ihm „eine umfassende, allseitige Erforschung der Pygmäen vor Augen [schwebte], wofür eine Aufteilung der Arbeit unter mehrere Forscher nur zu begrüßen war.“⁴⁸

Die Expedition begann mit der Einschiffung in Genua am 13. März 1934 und endete daselbst Ende März 1935. Erforscht wurden vor allem die Bambuti im Dreieck zwischen Irumi-Beni und Irumi-Mambasa, wobei Missionsstationen als Hauptquartiere dienten (für Illustrationen des Forschungsgebiets siehe Kartenskizzen 3 und 4, Seite 226). Dies geschah durch das Errichten von fünf verschiedenen Lagern, in denen jeweils 200 bis 400 Bambuti mit den Forschern zusammenlebten. Die Lager (am Rodjofluß, Ebaebabach, Maseda, Koukou und Oruendubach) lagen etwa eine halbe Stunde von den inzwischen fertig gestellten Verbindungswegen der Region, und befanden sich wenigstens ebensoweit entfernt vom jeweiligen Dorf der Ackerbauer. Die Nähe zu den Dörfern war notwendig, um den Aufbau des Lagers und die Versorgung der Bambuti mit Lebensmitteln sicherzustellen. Um die Fleischversorgung kümmerten sich die Pygmäen. Für die Erkundung neuer Lager konnte P. Schebesta am Rodjofluß den Pygmäen Mucehere als Kundschafter gewinnen. Nach etwa sieben Wochen wurde das Lager gewechselt, da es die Pygmäen kaum länger am selben Ort aushielten.

Die Arbeiten in den fünf Lagern nahmen zusammen acht Monate in Anspruch. Danach trennten sich die Wege der Forscher. Jadin und Gusinde führten ihre Untersuchungen längs der Autostraße Richtung Westen weiter. Schebesta brach mit 18 Trägern erst gegen Norden, dann Richtung Westen, auf, um alte Freunde aufzusuchen und die Pygmäen im Dese Gebiet kennen zu lernen. Auch kam ihm Dr. Jadin von Wamba aus in entgegengesetzter Richtung entgegen, da er ihn bis zu seiner Heimreise Ende des Jahres begleiten wollte. Die beiden letzten Monate der Expedition gebrauchte P. Schebesta, um die Sprachen der Dorfbewohner längs des Albertsees aufzunehmen.⁴⁹

Mit der Expedition von 1934/35 war die Erforschung der Bambuti insofern abgeschlossen als sie eine hinreichende Grundlage für die wissenschaftliche Darstellung dieser Menschen und ihrer Kultur bildete. Wie das von 1938 bis 1950 in Brüssel erschienene Werk *Die Bambuti-Pygmäen vom Ituri* zeigt, hat sich P. Schebesta mit dieser Darstellung in den folgenden fünfzehn Jahren befaßt.⁵⁰ Da jedoch der geplante Schlußband noch ausstand, war ihm sehr daran gelegen, seine bisherigen Kenntnisse der Ituri-Sprachen und Mythologie durch zusätzliche Forschungen zu ergänzen.

Zwar hatte Schebesta dem Sprachproblem und den Mythen von Anfang an seine volle Aufmerksamkeit geschenkt. Die angetroffene Situation war aber wesentlich komplexer als er zunächst vermu-

XVI. 1938, 69–83; „Les groupes Sanguins des Pygmoides et des Nègres de la Province Équatoriale (Congo Belge)“, Institut Royal Colonial Belge, T. X. 3, Bruxelles, 1940, 3–42; J. Jadin, J. Matiegka, „Mensurations du bassin de quelques femmes Pygmées du camp de Paligbo (Ituri).“ *Anthropologie-Prague*, XIII. Prague 1935, 169–175.

48 *Meine zweite Kongoforscherfahrt*, Wien: Kath. Akadem. Missionsverein (Wien-Mödling: Missionsdruckerei St. Gabriel), 1935, 21 Seiten, S. 9.

49 In seinem Reisebericht *Der Urwald ruft wieder, Meine zweite Forschungsreise zu den Ituri-Zwergen*, Salzburg-Leipzig: Anton Pustet, 1936, hat P. Schebesta auch diese Expedition ausführlich beschrieben. Eine Darstellung der Expedition aus der Sicht von M. Gusinde findet sich in seinem Werk: *Die Kongo-Pygmäen in Geschichte und Gegenwart*, Nova Acta Leopoldina, Band 11, Halle (Saale) 1942, 193–211. Zu P. Schebesta bemerkt Dr. Jadin: „Son esprit d'organisation et son grand prestige chez les Pygmées nous ont singulièrement facilité les recherches et nous aimons à lui témoigner ici toute notre gratitude.“ Jadin, „Rapport sur une mission d'études anthropologiques effectuée au Congo belge (juillet 1934 – février 1935)“ Institut Royal Colonial Belge, *Bulletin des Séances* VI. 2, 1935, 382–411, 383.

50 Vgl. dazu *Die Bambuti-Pygmäen vom Ituri*, Brussels: Boekhandel Falk zoon, 1938–1950): (Bd. I: Geschichte, Geographie, Umwelt, Demographie und Anthropologie der Ituri-Bambuti (1938); Bd. II: Ethnographie der Ituri-Bambuti: Teil 1, Die Wirtschaft der Ituri-Bambuti (1941); Teil 2, Das soziale Leben der Ituri-Bambuti (1948); Teil 3, Die Religion der Ituri-Bambuti (1950)); sowie *Les Pygmées du Congo Belge*, traduit de l'allemand par H. Plard, Brussels: Koninklijk Belgisch Koloniaal Instituut, 1952; *Les Pygmées*, traduit de l'allemand par F. Berge, Paris: Gallimard, 1940.

tet hatte. Da die einzelnen Bambutigruppen die Sprachen ihrer jeweiligen, bzw. früherer Wirtsherren übernommen hatten, stellte sich mit der Frage nach der Sprache, bzw. nach den Sprachen, welche die Bambuti vor der Übernahme fremder Idiome gebrauchten, das Problem, ob und inwieweit sie diese Idiome beeinflußt haben. Hinzu kam, daß er den in der Darstellung der Bambuti-Religion deutlich hervortretenden Zusammenhang von Sprache und Mythologie näher untersuchen wollte.

Um die für den Schlußband bewahrten Probleme zufriedenstellend behandeln zu können, griff P. Schebesta gerne die Anregungen zu einer neuerlichen Expedition auf, die er 1948 beim Internationalen Kongreß für Anthropologie und Ethnologie in Brüssel erhalten hatte. Dasselbe galt von der fünf Jahre später folgenden Expedition, zu der ihn wiederum belgische Kollegen während des 1952 in Wien stattfindenden Internationalen Kongresses drängten, und auf die er sich aus sachlichen Gründen einließ, nachdem sich das Kolonialinstitut in Brüssel bereit erklärt hatte, die volle Finanzierung und Ausrüstung zu übernehmen. Da er selbst wie kein anderer von der Notwendigkeit weiterer Forschungen überzeugt war, war er trotz fortgeschrittenen Alters bereit, auf diese Weise sein Verständnis von Religion und Geistesleben bei den Bambuti und ihren Wirtsherren zu vertiefen.

Die erste der beiden Expeditionen dauerte von Anfang Oktober 1949 bis Anfang April 1950; die zweite von Anfang Oktober 1954 bis Anfang Februar 1955. Auf der zweiten Reise begleiteten ihn Prof. Dr. Armaat Burssens (1897–1983) von der Universität Gent, der als Kenner afrikanischer Sprachen und als Begründer der Zeitschrift *Kongo-Overzee* große Bekanntheit erlangt hatte, und P. Dr. Anton Vorbichler SVD, den er selbst in den Jahren zuvor in die Sprache der Efe-Pygmäen und ihrer Wirtsherren eingeführt hatte.⁵¹ Im Unterschied zu früheren Expeditionen brachte ihn diesmal das Flugzeug nach Irumu, sodaß er ohne lange Anlaufzeiten schon nach wenigen Tagen mit Sprachaufnahmen beginnen konnte. Am 21. Dezember 1949 unterbrach P. Schebesta seine Sprachstudien, um seinen Freund Dr. Jadin in Ruanda (Astrida) zu besuchen und sich einer Malariakur zu unterziehen, nahm aber am 7. Jänner 1950 die Arbeiten am Nduye wieder auf. Eine zweite Unterbrechung dauerte vom 4. bis zum 14. März. Sie wurde gebraucht, um das Pygmäenproblem mit M. Bock, dem Gouverneur der Ostprovinz in Stanleyville (Kisangani), zu besprechen und über Mittel und Wege nachzudenken, wie den Bambuti geholfen werden könnte. „Er, wie auch viele andere Weiße, Kolonialbeamte und Missionare, sind gleich mir der Ansicht, daß seitens der Kolonialregierung zum Wohl der Pygmäen etwas geschehen müsse.“⁵²

Beide Reisen wurden durch Vermittlung von Prof. Dr. E. de Jonghe vom *Institut pour la Recherche Scientifique de l'Afrique Central* (I. R. S. A. C.) in Belgien finanziert. Für eine zusätzliche Unterstützung sorgten das Anthropos-Institut, Posieux-Freiburg, die Hochschule für Welthandel, und die Wiener Akademie der Wissenschaften. Insbesondere sei jedoch darauf verwiesen, daß die Missionare vor Ort wesentlich zum Erfolg der Forschungen beitrugen, indem sie nicht nur ihre Stationen als Standorte anboten und Transportmittel zur Verfügung stellten, sondern auch halfen, einheimische Lehrer, welche in Schulen der Mission unterrichteten, für Sprachaufnahmen (soweit sie nicht die Bambuti betrafen) zu gewinnen.

Erschreckend für P. Schebesta waren die sozialen und wirtschaftlichen Veränderungen seit 1935, die sich mit dem Ausbau des Straßennetzes und der Abholzung des Urwaldes eingestellt hatten.

51 P. Vorbichler arbeitete vier Monate unter den Süd-Lese, den Lese-Obi, in der Gegend von Pawanza. Nach zwei Jahren Missionsarbeit und einem Studium in Hamburg kehrte er 1958 zum Kongo zurück, um alle Sprachen Ituri-Waldes zu erforschen. Daran anschließend studierte er Afrikanistik in Hamburg, wo er ein zweites Doktorat erwarb und 1963 habilitiert wurde. Nachdem er bereits in Hamburg elf Jahre als Dozent für Afrikanistik tätig gewesen war, wurde er 1974 zum Professor der Vergleichenden Religionswissenschaft an der Universität Wien berufen. In St. Gabriel trat er die Nachfolge von P. Schebesta an. Ein Verzeichnis seiner zahlreichen Veröffentlichungen findet sich in Clemens Gütl (2010), Anton Vorbichler, www.afrikanistik.at/pdf/personen/vorbichler_anton.pdf

52 „Vorbericht über P. Schebestas fünfte Pygmäen-Expedition“, *Anthropos*, Bd. 46, 1951, 257–259, 259.

Mit der Auflösung der Stammeskulturen, die infolge erzwungener Umsiedlungen der Bauernbevölkerung entlang der Straßen eingeleitet wurden, gingen seiner Meinung nach mit dem Verlust wirtschaftlicher Unabhängigkeit auch der Zusammenhalt in der Gemeinschaft und das darin begründete Selbstbewußtsein des Einzelnen verloren.⁵³

Für die Pygmäen bedeutete das Schrumpfen des Urwaldes infolge kommerzieller Abholzung, daß die in den betreffenden Gebieten lebenden Menschen in die verbleibenden Waldgebiete abgedrängt wurden. Während damit die bestehenden Verhältnisse im Urwald durcheinander gerieten, hatten die sozialen Umwälzungen bei der Bauernbevölkerung zur Folge, daß die bisherige Symbiose von Dorfbewohnern und Pygmäen mehr und mehr Formen der Sklaverei annahm. Daß fünfzig Jahre später ein Zustand allgemeiner Anarchie eintreten würde, war damals noch nicht abzusehen. Doch ist es nicht überraschend, daß mit der Entwurzelung der Menschen derartige Entwicklungen eingeleitet wurden.

P. Schebesta hat den beiden letzten Expeditionen kein eigenes Werk gewidmet. Gleichwohl waren deren Ergebnisse mitbestimmend bei verschiedenen Publikationen über das Problem der Pygmäensprache, die Geschichte der Wanderungen im Iturigebiet, Initiationen, Verwandtschaftsterminologie, Totemismus, und Pygmäenmission.⁵⁴ Das als Schlußband geplante Werk über die Sprache und kulturhistorische Bedeutung der Bambuti, in dem die Ergebnisse der beiden letzten Expeditionen berücksichtigt werden sollten, ist jedoch nicht mehr erschienen.

P. Schebesta hegte große Bewunderung für das stille und freundliche Wesen der Semang, mit denen er sich in tiefer Zuneigung verbunden wußte. Doch standen ihm die Bambuti nicht nur deshalb näher, weil er ihnen im Rahmen seiner Forschungen eine größere Bedeutung beimaß, sondern weil sie auch dem eigenen Naturell stärker entgegen kamen. In der bereits zitierten Broschüre *Meine zweite Kongoforscherfahrt* bemerkt er dazu: „Die Zwerge von Hinterindien hatten es mir vor elf Jahren angetan und die Kongo-Pygmäen schlugen mich vor fünf Jahren ganz in ihren Bann. Daß mich die Afrikanischen mehr anzogen als die Asiatischen, mag in der Urwüchsigkeit der Bambuti liegen, vielleicht auch darin, daß Afrika meine erste Liebe war“ (4).

2.7 Wissenschaft und Seelsorge

Wie bereits erwähnt, kehrte P. Schebesta von seinen Forschungsreisen nach St. Gabriel zurück, um in Ruhe und Umsicht seine Aufzeichnungen zu überdenken und das gesammelte Material auszuwerten. In St. Gabriel kam er seinen Verpflichtungen nach als Professor für Linguistik, Ethnologie, und Religionswissenschaft. An den Wochenenden erfüllte er seine Aufgabe als Seelsorger, ab 1931 als Kirchendirektor der Confraternität in Wien, wo er an Wochenenden die Kranken besuchte und den Gottesdienst (mit Predigt) wahrnahm. Außerdem stand er viele Jahre den Ordensschwestern des Mödlinger Krankenhauses als Beichtvater zur Verfügung.

53 Vgl. dazu Schebesta, „Pygmäenmission – ein Problem“ *Zeitschrift für Missionswissenschaft*, 42 (1958), 39–48.

54 Vgl. dazu „Das Problem der Pygmäensprache“ in W. Koppers, R. Heine-Geldern, J. Haekel, *Kultur und Sprache*, Wien: Herold, 1952, 426–451; „Wanderungen und Schichtungen der Völker im «Herzen Afrikas»“, *Kongo-Overzee* XIX (1953), 63–88; „Bambuti-Initiation“, *Kongo-Overzee* XXIV (1958), 136–161; „Initiation bei den Bambuti-Pygmäen vom Ituri“, *Kongo-Overzee* XXV (1959), 113–123; „Die Beschneidungsschule (Nkumbi) bei Wald-Babira und Bambuti“ *Anthropos*, Bd. 46 (1951), 980–994; „Die Süd-Nyali oder Bafua-Numa am Albertsee“, *Wiener Völkerkund. Mitteilungen*, XIII (1966), 37–54; „Colin M. Turnbull und die Erforschung der Bambuti-Pygmäen“, *Anthropos*, Bd. 58 (1963), 209–223; „Verwandtschaftsterminologie der Ituri-Pygmäen und der Waldneger Bira und Balese“, *Anthropos*, Bd. 61 (1966), mit Engelbert Wieser, 460–476; „P. W. Schmidts Studie über den Totemismus der äquatorialen Waldneger und Pygmäen“, *Anthropica. Gedenkschrift zum 100. Geburtstag von P. Wilhelm Schmidt*, *Studia Instituti Anthropos* vol. 21, St. Augustin bei Bonn: Verlag des Anthropos-Instituts, 1968, 303–322.

Mit der Aufhebung und Enteignung von St. Gabriel durch die Nationalsozialisten am 2. Mai 1941 mußte auch P. Schebesta das Haus verlassen.⁵⁵ Dem Anthropos Institut war es bereits Ende 1938 gelungen, mit einem Großteil der Bibliothek in die Schweiz nach Posieux-Froideville, Kanton Fribourg, umzusiedeln. Er selbst verblieb in Wien, bzw. bei den Hartmannschwwestern (Franziskanerinnen von der christlichen Liebe) in Mayerling. Dies ermöglichte es ihm, seine wissenschaftlichen Arbeiten ohne größere Behinderungen weiterzuführen und die nach Ende des Krieges erschienen Publikationen vorzubereiten.

Nachdem St. Gabriel am 28. August 1945 rückerstattet wurde, konnten die Vorlesungen bereits im November desselben Jahres mit wenigen Hörern wieder aufgenommen werden. Für P. Schebesta lag der Schwerpunkt seiner Tätigkeiten zunächst jedoch in Wien. Die Gewaltherrschaft des Nationalsozialismus war zwar beendet. Der von ihr ausgehende „Niedergang des Abendlandes“ war damit aber noch nicht abgewendet. Ihm war klar: Die Ursachen für die gegenwärtige Not der Zeit „in der allerjüngsten Vergangenheit suchen zu wollen, wäre Verständnislosigkeit für die geschichtlichen Zusammenhänge. Man muss tiefer schauen.“ Insbesondere war er davon überzeugt, daß der neuzeitliche Kampf der Weltanschauungen eine geistig-seelische Entwurzelung der Menschen zur Folge hatte, die in der „unchristlichen Akultur“ des Nazismus endete.

Um der allgemeinen Entwurzelung entgegenzuwirken, bedurfte es P. Schebesta zufolge einer Umbildung der öffentlichen Meinung aus der Mitte ihrer Träger, und zwar dergestalt, daß gläubige Menschen sich durch Beispiel und Tat für die Gestaltung des öffentlichen Lebens nach christlichen Grundsätzen einsetzen. Zu diesem Zweck rief P. Schebesta am 15. Juli 1945 eine Männerbewegung ins Leben, indem er etwa 25 männliche Kapellenbesucher der Confraternität versammelte, die sich nach gründlicher Aussprache zur Mitarbeit bereit erklärten. Außerdem versuchte P. Schebesta mit dieser Initiative den traditionellen Mitgliederkreis der Confraternität zu erweitern und seine Aufgabe den Nöten der Zeit entsprechend zu revidieren.⁵⁶

Wie P. Schebesta in Ansprachen und schriftlichen Aufzeichnungen darlegte, ging es nicht darum, bislang bestehenden Institutionen im Wege zu stehen, oder einen Verein, bzw. eine Kongregation zu gründen. Ebenso wenig war es seine Absicht, die Seelsorge der Männer in die Hand zu nehmen. Was ihm vorschwebte war vielmehr eine Zusammenführung von katholischen Männern, die „von der Macht christlicher Welt- und Lebensauffassung überzeugt,“ sich aus Liebe zum Volk, zur Heimat und zur Kirche „verpflichtet fühlen, die Menschen aus sozialer, wirtschaftlicher, politischer Not herauszuführen – nicht durch Massenaufmärsche, Trommelfeuer, sondern durch schlichte, stete Kleinarbeit des Hineintragens christlichen Denkens und Fühlens zu den Menschen.“ Dazu dienten monatliche Zusammenkünfte, in denen neben der Predigt auch Referate besprochen wurden. „Als Beobachter auf hoher Warte“ sollten sich die Männer bemühen, „alle dem Christentum fremden bzw. feindlichen Stimmungen und Strömungen zu erkennen, einzufangen, um ihnen zu begegnen.“ Der Kampf um die Durchsetzung christlicher Grundsätze, in welchem dem „Gespräch von Mann zu Mann“ eine zentrale Bedeutung zukam, sollte mit „den Waffen des Geistes ausgefochten und nicht mit Zuhilfenahme des Terrors und der Vergewaltigung Andersgesinnter.“ Denn nur dann „trägt [dieser Kampf] zum Fortschritt der Menschheit bei“. Ist dies nicht der Fall, hat man es „hauptsächlich

⁵⁵ Vgl. dazu P. Dr. Winfried GLADE SVD, „St. Gabriel in den Jahren 1938 bis 1945“ Maria Enzersdorfer Kulturblätter, Folge 2/2007 Heft 4.

⁵⁶ Wenn nicht anders angegeben, beziehen sich die hier und in den folgenden Abschnitten erwähnten Zitate auf Notizen sowie auf Vortrags- und Predigtskizzen von P. Schebesta, die seinem Bemühen um die Männerbewegung zugrundeliegen. Er hatte diese und andere Dokumente (Briefe, Tätigkeitsberichte, Anregungen, usw.) bewahrt, gab sie aber zur weiteren Verwendung Herrn Ferdinand Bauer, einem Mitglied seines Männerkreises. Da dieser wußte, daß ich mich mit dem Gedanken trug, eines Tages eine Biographie von P. Schebesta zu schreiben, überließ er mir 1967 nach Rücksprache mit P. Schebesta die Unterlagen, wofür ich Herrn Bauer an dieser Stelle von Herzen danken möchte.

auf Abwehr und Unschädlichmachung des Gegners mit allen Mitteln abgesehen, dann wird er zu einer Geisel für die Menschen, da er nur Leidenschaftlichkeit und Haß weckt.“

Wie die nachfolgenden Treffen und Aussprachen zeigen, fand die von P. Schebesta ausgelöste Bewegung einen großen Widerhall und dehnte sich schnell von der Confraternität und der Alservorstadt auf andere Pfarren aus. Damit stellte sich die Frage nach dem Ort der Männerbewegung im Rahmen des „hierarchischen Apostolats“. In der Ausschusssitzung vom 24. November 1945 sagte P. Schebesta dazu: „Eine Unterstellung unter das Ordinariat ist selbstverständlich. Wir wollen aber unsere eigene Arbeitsmethode wahren; darin wollen wir uns die Freiheit wahren.“ Die Bewegung sollte nämlich ihre von Laien geleitete Tätigkeit selbständig entfalten. Um die Männerbewegung dementsprechend zu verankern, übergab P. Schebesta dem Erzbischof der Erzdiözese Wien, Dr. Theodor Kardinal Innitzer (1875–1955), einen Programm-Entwurf, in dem er die Grundzüge der Bewegung darstellte. Da der Kardinal den Programm-Entwurf an Msgr. Jakob Fried (1885–1967), den Direktor der (neu zu organisierenden) Katholischen Aktion, weiterleitete, nahm dieser Kontakt mit P. Schebesta auf, um mit ihm, wie es in seinem Brief vom 14. September 1945 heißt, „das Nähere über den Entwurf zu besprechen.“ Die nun folgenden Besprechungen führten dazu, daß sich P. Schebesta genötigt sah, das Verhältnis der von ihm initiierten Bewegung zur Katholischen Aktion in zahlreichen Sitzungen zu präzisieren. Damit setzte sich P. Schebesta auch weiterhin in Wien für die Gestaltung der Männerbewegung ein. Gleichzeitig nahm er sich im Rahmen von Besinnungstagen in St. Gabriel der Kriegsheimkehrer und ihrer seelischen Nöten an.

Das Wiener Ordinariat stand den Bemühungen P. Schebestas an sich wohlwollend gegenüber. In Bezug auf die ihm vorschwebende Entfaltung der Bewegung mit einem Minimum an Strukturen und einem Maximum an Eigenverantwortlichkeit von Seiten der Laien, welche u.a. „die Seelsorgegeistlichkeit veranlassen [sollten], gediegen zu predigen“ und einen „würdigen Gottesdienst zu feiern“, gingen die Meinungen jedoch auseinander. Wie P. Schebestas in einem ‚Vermerk‘ vom 18. 9. 1966 (über sich selbst in der dritten Person) notierte, führte dies 1946/47 dazu, „daß der damalige Prälat Fried die Sache mehr [oder] weniger gewaltmäÙig an sich riß, was P. Schebesta mißfiel“. Doch hatte P. Schebesta die Leitung bereits an Professor Alois Beck übertragen, da Augenprobleme ihn in seiner Tätigkeit stark behinderten und seine wissenschaftlichen Aufgaben ihn nötigten, sich auf diese zu konzentrieren. Der direkte Einfluß P. Schebestas auf den weiteren Verlauf der katholischen Männerbewegung in der Erzdiözese Wien war damit beendet. Gleichwohl führte er den ursprünglichen Gedanken im kleinen Kreis weiter, indem er sich mit Männern der ersten Stunde in regelmäßigen Abständen nach dem Gottesdienst in der Confraternität zu geselliger Runde (Agape) traf, um anstehende Probleme zu erörtern.

Mit zunehmendem Alter wurde P. Schebesta von verschiedenen Leiden geplagt. Neben der Staroperation an beiden Augen mußte er sich vier Bruchoperationen unterziehen. Hinzu kam in den letzten zehn Jahren seines Lebens eine Verschlechterung sein Gehörs, sodaß er auf einen Gehörapparat angewiesen war. Insbesondere ist jedoch der lange Leidensweg zu erwähnen, der mit einer Infektion der Stirnhöhlen begann, die er sich, wie bereits erwähnt, Ende 1918 in Portugal zuzog als er in Vertretung des erkrankten Pfarrers die an spanischer Grippe erkrankten Menschen seelsorglich besuchte, die Toten begrub, und schließlich selbst an Kopf- und Brustgrippe totkrank niedersank. Da die daraus entstandene Stirnhöhleneiterung nie ganz ausheilte, kam es schließlich zu einer Kiefereiterung mit Oberkieferkarzinom, das 1957, als er gerade siebzig Jahre alt wurde, im Allgemeinen Krankenhaus in Wien operiert werden mußte. Trotz Kieferexstirpation und Kieferprothese ließ er es sich aber nicht nehmen, seine Aufgaben als Wissenschaftler und Seelsorger auch weiterhin mit Hingabe und nicht ohne Humor und Selbstironie zu erfüllen.

Eine neue Aufgabe ergab sich als man in Hinblick auf den fünfzigsten Jahrestag der Sambesimission, welche die Gesellschaft des göttlichen Wortes 1911 übernommen hatte, an P. Schebesta herantrat und ihn bat, dazu einen Bericht zu verfassen. Bei dieser Gelegenheit griff er auf seine Aufzeichnungen zurück, die er seinerzeit in den Bibliotheken Lissabons gemacht hatte und mit Ausnahme

des ethnologischen Materials nicht verwertet hatte. Wie gewünscht, schrieb er seinen Bericht über die Missionstätigkeit der Styler Missionare in Mosambik (Steyler Missionschronik von 1962, 136–142). Vor allem aber fühlte er sich zur Darstellung der Missionsgeschichte Sambesiens und des Monomotapareiches genötigt, und zwar nicht nur weil er als früherer Sambesimissionar an der ‚Vorgeschichte‘ seines eigenen Wirkens interessiert war, sondern auch deshalb, weil es eine solche Darstellung noch nicht gab. Er selbst bemerkt dazu: „[Die fünfzigjährige Wiederkehr der Übernahme der Sambesimission] war der Anlaß, das so lang verwahrte Bündel gesammelter Exzerpte zur Missionsgeschichte Südafrikas hervorzuholen und es einer eingehenden Prüfung zu unterziehen. Je mehr ich darin las, um so lebhafter wurde der Wunsch, die Missionsgeschichte Sambesiens doch zu schreiben, da außer einer Veröffentlichung *Lorenz Kilgers* über den allerersten Anfang dieser Mission noch gar nichts publiziert worden war, was auch eine Umschau in der Missionsliteratur bestätigte ... Bei Hintansetzung meiner ethnologischen Forschungsmaterialien warf ich mich auf das Studium der Missionsgeschichte Sambesiens und Monomotapas.“⁵⁷ Zur Ergänzung der gesammelten Materialien wandte sich P. Schebesta an verschiedene Archive in Lourenço Marques, Rom und Wien. Auch nahm er es auf sich, im Sommer 1962 mit seinem Neffen, *Dr. Stefan Schebesta*, Lissabon zu besuchen, wo ihm im *Centro dos Estudos Historicos do Ultramar* dessen Präsident *Professor Antonio da Silva Rego* „in zuvorkommenster Weise“ wichtige historische Dokumente zur Verfügung stellte (VII).

Die im Frühjahr 1966 abgeschlossene Arbeit an der Missionsgeschichte Sambesiens von beinahe 500 Seiten bedeutete jedoch nicht, daß P. Schebesta die Entwicklungen seines Fachgebiets aus den Augen verloren hätte. Einerseits führte er sein Ethnologen-Seminar weiter, aus dem im Laufe der Jahre bekannte Linguisten, Ethnologen und Religionswissenschaftler hervorgegangen sind,⁵⁸ wobei er mit einem seiner Studenten eine Arbeit über Verwandtschaftstermini verfaßte;⁵⁹ andererseits setzte er sich mit den Forschungen von Colin Turnbull und den Thesen von J. de Leeuwe auseinander.⁶⁰ Auch lieferte er den ersten Beitrag zu einer von den *Wiener Völkerkundlichen Mitteilungen* geplanten Serie über seine Beobachtungen der beiden letzten Reisen zum Ituri⁶¹. Zu erwähnen wäre auch noch eine Darstellung der Kulturen im zentralafrikanischen Waldgebiet, die P. Schebesta für die von H. Baumann (1902–1972) geplante Völkerkunde Afrikas vorbereitete, von der jedoch nur der Teil über die Bambuti veröffentlicht wurde.⁶²

Während des Ethnologenkongresses 1965 in Wien, auf dem P. Schebesta einen Vortrag über den gegenwärtigen Stand der Simbabweforschung hielt, beschlossen die Teilnehmer des Anthropos-Instituts, zum 100. Geburtstag von P. Wilhelm Schmidt eine Gedenkschrift herauszugeben. Bevor er mit der abschließenden Bearbeitung der beiden letzten Expeditionen begann, wollte er darum im Gedenken an seinen verehrten Lehrer, zunächst dessen Ansichten über den Totemismus bei Bambuti und benachbarten Ethnien einer kritischen Überprüfung unterziehen. Die Ausführung dieser

57 Portugals Konquistamission in Südost-Afrika, op.cit. VII.

58 Um einige Namen zu nennen, verweise ich auf Anton Vorbichler, Clemens Beck, Johannes Zraggen, Karl Hutterer, Johannes Fabian, Josef Thiel, Engelbert Stiglmayr, Hermann Hochegger, Helmut Loiskandl, Kurt Piskaty, Klaus Klosterraier.

59 Vgl. dazu Paul SCHEBESTA und Engelbert WIESER, „Verwandtschaftsterminologie der Ituri-Pygmäen und der Waldneger Bira und Balese“, *Anthropos*, Bd. 61, 1966, 460–476.

60 Vgl. dazu: „Colin M. Turnbull und die Erforschung der Bambuti-Pygmäen“, *Anthropos*, Bd. 58, 1963, 209–223; „Ursprüngliche Gynäkokratie bei afrikanischen Pygmäen?“, *Anthropos*, Bd. 60, 1965, 220–236; „Doch frühere Gynäkokratie bei den Bambuti-Pygmäen“, *Anthropos*, Bd. 61, 1966, 764–766. Vgl. dazu J. de Leeuwe, „On Former Gynecocracy among African Pygmies“, *Acta Ethnographica* (Budapest) 11, 1962, 85–118.

61 Vgl. dazu Paul SCHEBESTA, „Die Süd-Nyali oder befuaNuma am Albertsee“, *Wiener völkerkundliche Mitteilungen*, XIII. Jahrgang, Bd. VIII, 1966, 37–54.

62 Vgl. dazu Paul SCHEBESTA, „Die Urwald-Pygmäen“, in Hermann Baumann, Hrg., *Die Völker Afrikas und ihre traditionellen Kulturen*, Teil I, Wiesbaden: Franz Steiner Verlag, 1975, 775–785.

Überprüfung konnte im August 1967 abgeschlossen werden. Es sollte die letzte Arbeit von P. Schebesta sein, die posthum 1968 unter dem Titel „P. W. Schmidts Studie über den Totemismus der äquatorialen Waldneger und Pygmäen“ erschienen ist.⁶³

Am 20. März 1967 feierte P. Schebesta seinen achtzigsten Geburtstag mit den entsprechenden Feierlichkeiten in St. Gabriel und Wien. Er war guten Mutes, nach Abschluß der Schmidt-Arbeit das Sprachenproblem der Ituri-Pygmäen wieder aufgreifen zu können und, als Ergänzung zu früheren Publikationen, auch die übrigen Ergebnisse der beiden letzten Expeditionen zu publizieren. Nachdem er sich bereits einige Tage nicht sonderlich wohl gefühlt hatte, erlitt er jedoch in der Nacht vom 12. zum 13. September 1967 in St. Gabriel einen schweren Herzinfarkt. Nach anfänglicher Besserung – er dachte, in Kürze wieder voll einsatzfähig zu sein – verschlechterte sich sein Zustand jedoch zusehends. Bereits am nächsten Tag brachte man ihn in die Confraternität. Hier konnte man nur noch den Herzinfarkt und ein Lungenemphysem konstatieren, das ihm das Atmen und Sprechen zur Qual werden ließ. Sterben und Tod bedrängten ihn, zumal sein Werk noch nicht abgeschlossen war, ängstigten ihn aber nicht. Er war bereit, so wie Gott es wollte, seinen Pfad durchs Ufergestrüpp zum göttlichen Fluß hindurchzuhauen, nicht nur, wie er sagte, unter Ächzen und Raunzen, sondern mit Humor. Dementsprechend vermochte er auch jetzt sich selbst und seinen Zustand zu beobachten und dem Tod entgegenzugehen. Was auch passierte, er wußte sich in Gottes Hand, selbst wenn er feststellen mußte, daß „im Sterben alles anders [ist] als ich geglaubt habe.“ Seinen Besuch schickte er mit der Bemerkung nach Hause: „Er wolle mit Gott reden“. Mit der Frage: „Was ist denn da los?“ und der Feststellung: „Das ist das Ende!“ verstarb P. Schebesta am Sonntag, den 17. September 1967, kurz nach sechs Uhr abends, am selben „ersten Tag“ der Woche, an dem er geboren wurde.

2.8 Rückblick

Anläßlich der Überreichung des Ehrenringes der Stadt Wien am 16. April 1957 ergriff auch P. Schebesta das Wort. Da er seinen Vortrag schriftlich vorbereitet hatte, sei es gestattet, diesen Text als einen kurzen Rückblick auf sein Leben wiederzugeben.

„Was die Röntgenologen durch Anwendung ihrer Strahlentechnik von mir übrig gelassen haben, das steht heute vor Ihnen als halbes Wrack von einem „Pygmäenforscher“. Was 12 Jahre Tropensonne und Dschungelleben in Hinterindien und Wanderungen in den zentralafrikanischen Urwäldern des Kongo nicht erreicht haben, das brachte die moderne Röntgentherapie in zwei Monaten fertig. Das soll aber beileibe keine Anklage oder ein Steinwurf gegen die Röntgenmedizin sein, denn sie meint es gut. Wenn irgendwo das ominöse Axiom: ‚Der Zweck heiligt die Mittel‘ am Platze ist, dann in der Röntgentherapie, die den Patienten seelisch und körperlich zermürbt, um ihn zu neuem gesunden Leben wieder erstehen zu lassen. Ich hoffe, dass dieser Erfolg auch bei mir eintreten wird. Diese einleitenden Worte wollen nur mein Bedauern zum Ausdruck bringen, dass ich dem heutigen feierlichen Aktus der Überreichung des Ehrenringes nicht mit der ganzen Wärme und Begeisterung, wie in gesundem Zustand folgen kann.

Der Beginn meiner Forschungsexpeditionen fiel in eine sehr ungünstige Zeit, in die Jahre 1923/24, da Zentral-Europa insbesondere auch Österreich um seine wirtschaftliche und politische Existenz kämpfte. Im Jänner 1924 fuhr ich von Wien nach Malaya in Hinterindien. Der Zeit entsprechend nur ärmlich ausgerüstet, gelang es mir doch fast zwei Jahre hindurch Beziehungen zu den Orang Utan-Stämmen des malaiischen Urwaldes anzuknüpfen und erspriessliche Forschungsarbeit unter ih-

63 Die Arbeit wurde in *Anthropica. Gedenkschrift zum 100. Geburtstag von P. Wilhelm Schmidt*, herausgegeben vom Anthropos-Institut, St. Augustin bei Bonn: Verlag des Anthropos-Institutes, 1968, *Studia Instituti Anthropos*, vol. 21, 303–322, veröffentlicht.

nen zu leisten. Ich hatte Gelegenheit, das Leben mit primitiven Wildbeutern zu teilen. Ich hatte während einer mehrjährigen Missionsstätigkeit in Afrika Naturvölker kennen gelernt, doch mit wirklich Primitiven war ich erst in Malaya zusammengetroffen. Durch Kenntnisnahme ihrer Lebensart ist mir erst die Bedeutung des Pygmäenproblems so richtig aufgegangen, sodass ich schon damals den Plan erwog, meine wissenschaftliche Forscherarbeit der Lösung des Pygmäenproblems zu weihen. So folgte der ersten Reise zu den sogenannten Pygmäen Südostasiens die Reise zu den eigentlichen Pygmäen Zentralafrikas. Für diese Reise war ich schon bedeutend besser vorbereitet und ausgerüstet. Es war ein grosser Vorteil, dass meine ersten Reisewerke der bekannte Verlag Brockhaus in Leipzig verlegte, wodurch die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt auf meine Pygmäenforschung hingelenkt wurde. Dieser zweiten Pygmäenreise, die gleichfalls fast zwei Jahre dauerte und mich die Pygmäenstämme Zentral Afrikas kennen lernen liess, folgten dann noch vier weitere. Obzwar ich mich keiner Unterstützung durch Mäzene rühmen kann, mehrten sich doch die Unterstützungen ausländischer Institute, doch lebten meine Forschungsexpeditionen, bildlich gesprochen, von der Hand in den Mund: eine Expedition finanzierte die andere. Bis auf zwei Expeditionen war ich stets auf mich allein angewiesen. Der zweiten afrikanischen Pygmäen Expedition schlossen sich mir der bekannte Erforscher der Feuerlandindianer M. Gusinde und der belgische Arzt Dr. Jadin an und auf der letzten Expedition, die nur linguistische Ziele verfolgte, begleitete mich ein belgischer Linguist, Prof. Burssens.

Absichtlich hatte ich von vornherein das Gebiet meiner Forschung auf die Lösung des Pygmäenproblems eingeengt, so wie es damals die wissenschaftliche Welt intensiv beschäftigte. Das Pygmäenproblem war damals von einem Netz von Hypothesen eingefangen, je weniger man von den Pygmäen wusste, umso mehr weittragende Hypothesen waren auf ihnen aufgebaut. Es galt z.B. zu prüfen, ob die afrikanischen und asiatischen Pygmiden wirklich eine rassische und völkische Einheit bildeten und ob die Pygmäen wirklich den Urstock der Menschheit bildeten u.a. mehr. Das konnte nur eine systematische, eingehende Forschung klären, da man über diese primitiven Stämme, ausgenommen die Andamaner, kaum etwas Authentisches wusste. Die Hypothesen, vielfach am grünen Tisch ausgeheckt, hielten nicht stand. Doch ist hier nicht der Ort mich darüber zu verbreiten. Soviel konnte durch meine 33-jährige Pygmäenforschung erreicht werden, dass wir über die Pygmäen Zentral Afrikas und über die Negrito [*sic!*] Asiens (das sind die sogenannten Pygmäen Asiens) heute besser Bescheid wissen als über die meisten sonstigen Naturvölker der Erde.

Alle meine sechs Pygmäen Expeditionen gingen von Wien aus und jede fand auch in Wien ihren Abschluss. In Wien kam mir die Anregung zu diesen Forscherfahrten und in Wien fanden sie auch den stärksten Widerhall. Es gereicht mir darum verständlicher Weise zu einer besonderen Genugtung und Freude, dass gerade die Stadt Wien diesen meinen Forschungen eine solche ehrenvolle Anerkennung durch Verleihung des Ehrenrings der Stadt Wien zollt. Es ist mir darum ein Bedürfnis und eine angenehme Pflicht, dem hohen Gemeinderate und an dessen Spitze dem Herrn Bürgermeister dafür herzlich zu danken.

Doch noch ein weiterer Grund drängt mich diesen Dank zu unterstreichen. Ich meine den Forschernachwuchs unserer Stadt. Er wird es durch diesen festlichen Akt inne, dass öffentliche Stellen im Lande nicht nur Sportleistungen prämiieren, sondern auch selbstlose Forscherarbeit, die zwar nicht im Rampenlicht der Öffentlichkeit geschieht, die aber ungleich mehr Anforderungen an Leib und Seele des Forschers stellt, der unbeachtet jahrelang im Dürster des Rimbo das Leben mit primitivsten Menschen teilt, dann heimgekehrt in stillen Bibliotheken selbst hinter Klostermauern jahrelang arbeitet und unter materiellen Opfern die Ergebnisse seiner Forschungen herausbringt. Ich sage, dass es öffentliche Stellen Gott Dank noch im Lande gibt, die solches Schaffen merken, vermerken, und ihm auch öffentliche Anerkennung zollen. Ich meine, dass ein solcher Festakt den Forschernachwuchs zur Ausdauer anspornen wird.

Darum sei auch unter dieser Rücksicht dem Gemeinderat der Stadt Wien mein wärmster Dank abgestattet.“